

LATEIN UND

GRIECHISCH *in Berlin und Brandenburg*



©Musée du Louvre, Paris



ISSN 0945-2257

JAHRGANG LXIII / HEFT 3-2019

Mitteilungsblatt des Landesverbandes Berlin
und Brandenburg im Deutschen
Altphilologenverband (DAV) <http://davbb.de>

Herausgeber:

Der Vorstand des Landesverbandes

1. Vorsitzender:

Prof. Dr. Stefan Kipf
stefan.kipf@staff.hu-berlin.de

2. Vorsitzende:

StR Gerlinde Lutter · g1lutter@aol.com
Andrea Weiner

Beisitzer:

PD Dr. Nicola Hömke · StD Dr. Josef Rabl

Redaktion:

StD Dr. Josef Rabl · Josef.Rabl@t-online.de

Kassenwart: Peggy Klausnitzer
peggy.klausnitzer@t-online.de

Verbandskonto:

IBAN: DE51 1605 0000 3522 0069 75

BIC: WELADED1PMB

Mittelbrandenburgische Sparkasse

INHALT

■ <i>Andreas Fritsch:</i> Eine ‚politisch unkorrekte‘ Fabel des Phaedrus? Zu Phaedr. 1,19	155
■ »Dein Ticket mit Altgriechisch«. Preisverleihung im Wettbewerb der Griechischen Botschaft.	166
■ Preisträger Wettbewerb »Lebendige Antike« 2019	169
■ James-Simon-Galerie eröffnet	176
■ »Bunte Götter« – ein Frankfurter Erfolgsprojekt erobert das Netz	180
■ Impressum	186
■ <i>Luisa Lebrenz:</i> Kühe auf dem Forum. Zum 15. Potsdamer Lateintag	188
■ Lateintag vom Klett-Verlag	192
■ <i>Josef Rabl:</i> Neun Rezensionen	193

Säulen des Apollontempel in Side

Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt mit der Meinung des Vorstandes übereinstimmen. Anfragen bitte nur an die Schriftführung des Landesverbandes. – Nichtmitgliedern des Landesverbandes bietet der Verlag ein Jahresabonnement und Einzelhefte an.
www.ccbuchner.de

C. C. BUCHNER VERLAG · BAMBERG





James-Simon-Galerie eröffnet (Siehe Seite 176)



Eine »politisch unkorrekte«¹ Fabel des Phaedrus?

Zu Phaedr. 1,19

– Von Andreas Fritsch –

Einleitung

Zunächst ist Ursula Gärtner herzlich zu danken, dass sie diesen Workshop² organisiert und damit erneut eine Gelegenheit zu gründlicher Diskussion über Geschichte und Aktualität antiker Fabeln geschaffen hat. Sie hat, wie Johannes Park in seinem vor Kurzem erschienenen Buch über „Interfiguralität bei Phaedrus“ schreibt, „wesentlich zum Verständnis des phaedrianischen Dichtungsprogramms beigetragen“ und „die Phaedrusforschung signifikant vorangebracht“.³ Die Fabel, die ich für diesen Beitrag ausgewählt habe, findet sich nur selten in den lateinischen Schultextausgaben, die ich kenne. Warum das so ist, darüber kann man diskutieren.

Man muss die Fabel – wie in der Antike weithin üblich – laut lesen.⁴ Nur dann werden wir spüren, dass wir es hier tatsächlich mit „einem kleinen sprachlichen Meisterwerk“ zu tun haben; dass Phaedrus diese Fabel „bis an die Grenze verdichtet“ hat und dass sie „ein weites Interpretati-

1 Soweit ich sehe, gilt heute ein Verhalten als „politisch unkorrekt“, das die Gleichberechtigung und Menschenwürde eines bestimmten Teils der Gesellschaft bewusst oder auch unbewusst in Frage stellt. Das kann den sexuellen, den rassischen, ethnischen, religiösen oder den zivilrechtlichen Status von Personen betreffen. Die hier behandelte Fabel kann (muss aber nicht!) auch auf Einwanderer bezogen werden, die zunächst gastfreundlich aufgenommen wurden, dann aber (zu Unrecht oder möglicherweise auch zu Recht) böser Absichten oder Taten verdächtigt werden.

2 Der hier vorgelegte Text geht auf ein Referat zurück, das ich im Rahmen eines von Prof. Dr. Ursula Gärtner im November 2018 im Institut für Klassische Philologie der Karl-Franzens-Universität Graz veranstalteten Workshops zur Antiken Fabel gehalten habe.

3 Johannes Park: *Interfiguralität bei Phaedrus. Ein fabelhafter Fall von Selbstinszenierung*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2017, S. 5.

4 Zur Praxis des Lesens vgl. den tiefen Artikel von Stephan Busch: *Lauter und leiser Lesen in der Antike*. In: *Rheinisches Museum* 145 (2002), S. 1–45; auch im Internet: <http://www.rhm.uni-koeln.de/145/Busch.pdf>.

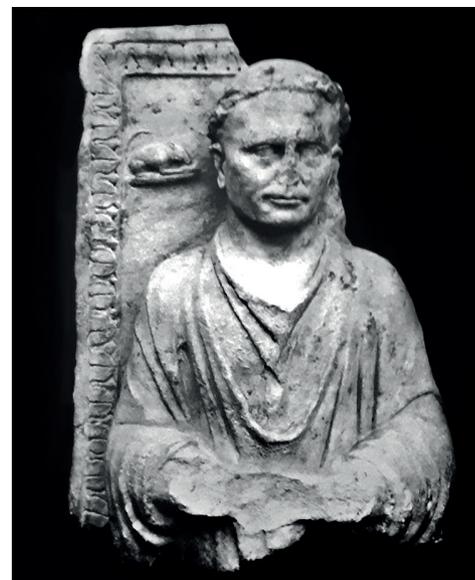


Abb. 1 Grabrelief des Phaedrus (?)

Die Klassische Archäologin Helga von Heintze (1919–1996) interpretierte diese Darstellung als „Das Grabrelief des Phaedrus“ (in: *Gymnasium* 1989, Heft 1, S. 1–12). Einzelne Schulausgaben haben das Foto übernommen. Neuere Deutungen sind erheblich kritischer. Niklas Holzberg bezeichnete diese Identifikation als „reine Spekulation“ (*Die antike Fabel* 1993, S. 56). Auch Ursula Gärtner beurteilte die Deutung als „reichlich spekulativ“ (*Interpretationskommentar zum ersten Buch der Fabeln* 2015, S. 21).

onsangebot“ bereit hält, wie U. Gärtner in ihrem „Interpretationskommentar zum ersten Buch der Fabeln“ gesagt hat.⁵ Da hier der Text nur schriftlich vorgestellt werden kann, habe ich im Folgenden die Hebungen unterstrichen, wichtige Quantitäten und Synalöphen gekennzeichnet.

Habent īnsīdias | hōminis blandītiaē mali:
Quas ut vitemus, m | versūs subiecti monent.

Canjs partūriens | cum rogasset alteram,
ut fētum in eius | tūgūrio deponeret,
facile impetravit. | Dein reposcenti locum 5
preces admovit, | tempus exorans breve,
dum firmiores | cātulos posset ducere.
Hōc quōque cōsumpto | flāgitari/e vāliidius
cubijle coepit. | „Si mihi et turbae meae
par“, inquit, „esse | pōtueris, cedam loco.“ 10

2. Übersetzung

Eberhard Oberg (1929–2007) hat die Fabel in seiner lateinisch-deutschen Phaedrus-Gesamtausgabe übersetzt.⁶ Diese Übersetzung sei hier vorangestellt. Anschließend folgt dann eine etwas wörtlichere und leicht kommentierende Übersetzung zu den einzelnen Versen.

Trächtige Hündin sucht Unterkunft

In der Schmeichelei eines schlechten Menschen steckt Hinterhältigkeit.

Diese zu vermeiden wird von den nachfolgenden Versen empfohlen.

Als eine Hündin, die gebären wollte, eine andere bat,

ob sie mit ihrer Leibesfrucht in deren Hütte niederkommen dürfe,

ward der Wunsch ihr leicht gewährt. – Die andere

fordert dann den Platz zurück;
da legt die erste sich aufs Bitten, fleht um eine kurze Frist,
bis sie die Hündchen, kräftiger geworden, fortgeleiten könne.

Doch auch diese Zeit verstrich. Mit Nachdruck wurde nun der Schlafplatz eingefordert. – „Wenn du imstande sein wirst“,
sagt die erste, „mir und meinem Rudel Widerpart zu bieten, werde ich die Stätte räumen.“

Zu Vers 1: *blanditiae*, d.h. schmeichelndes oder überfreundliches, unterwürfiges, scheinbar demütiges Verhalten eines böartigen Menschen kann hinterhältige Absichten in sich verbergen. Das Wort *blanditiae* ist nicht ausschließlich negativ zu verstehen, es kann auch ganz allgemein die gefällige Art und Weise bezeichnen, womit jemand bei seinem Gegenüber Sympathie erwecken will. Schon bei Ennius finden wir das Wort *blandiloquentia* (Scenica 266 Vahlen), zitiert von Cicero in *De natura deorum* (nat. 3,65). Dort allerdings auch schon mit eigennützigem Hintergedanken: „Wozu sollte ich sie (ihn?) denn mit einer solchen Schmeichelrede demütig anflehen, wenn nicht zum eigenen Vorteil?“ (*Num ut ego illi supplicarem tanta blandiloquentia, I ni ob rem?*) *Blanditia* benötigt auch der Politiker, wie es in der Denkschrift von Quintus Cicero über die Bewerbung um das Konsulat heißt, die Bewerbung erfordere u.a. Personenkenntnis, Schmeichelei und Ausdauer (*nomenclaturam, blanditiam, adsiduitatem*, Q. Cic. petit. cons. 41).

In den Sentenzen des Mimendichters Publius Syrus (1. Jh. vor Chr.) findet sich ein zum Sprichwort gewordener sehr ähnlicher Vers: Schmeichlerische Rede hat ihr eigenes Gift. (*Habet suum venenum blanda oratio*. (H 12) Das deutsche Sprichwörterlexikon von Karl Friedrich Wander zählt viele Sprichwörter auf unter den Stichwörtern ‚Schmeicheln‘ usw. darunter auch das lateinische: *Omnia blanda cave, latet hōc sub melle venenum*.

(Schmeichler, Nr.1) Hüte dich vor allem Schmeichlerischen, unter diesem Honig ist Gift verborgen.
2 Dass wir uns davor hüten, warnen die folgenden Verse. Das Relativpronomen *quas* kann sich auf beides beziehen, die *blanditiae*, aber auch auf die *insidiae*. Also: dass wir nicht auf schmeichelnde Worte hereinfallen und dass wir den dahinter versteckten Nachstellungen aus dem Wege gehen.

3 Als eine Hündin, die kurz vor dem Wurf, vor der Geburt, stand (*parturire* ist ein Verbum desiderativum zu *parere* ‚gebären‘), eine zweite Hündin gebeten hatte,

4 dass sie ihre Leibesfrucht in deren Hütte absetzen, zur Welt bringen, dürfe,

5 erreichte sie das leicht (*impetrare* in der klassischen Bedeutung: ‚etwas durch Bitten erreichen‘). Sie braucht also nicht lange zu betteln. Angesichts ihres Zustands hilft ihr die andere, ohne zu zögern. Hier folgt eine starke Zäsur. – Dann, als die andere ihren Platz (*locum*) wiederhaben wollte,

6 trug sie ihr die dringende Bitte vor und bettelte um eine kurze Zeit (*admovit* kann auch militärisch, hier jedenfalls aufdringlich verstanden werden),

7 bis sie ihre kräftiger gewordenen Hündchen (Welpen) ausführen könnte (auch *ducere* kann militärische Bedeutung haben),

8 Als auch diese Zeit (*hōc quoque <tempore> consumpto*) aufgebraucht war, wurde der Schlafplatz (*cubile*) allmählich immer dringender (zurück-) gefordert.

Ich entscheide mich hier – anders als U. Gärtner – für die Lesart *flagitari* – statt *flagitare* – aus mehreren Gründen: Das Verbum *coepisse* wird in poetischer Sprache und in nachklassischer Zeit relativ häufig mit dem Infinitiv Passiv verbunden, auch bei Phaedrus gibt es noch drei weitere unstrittige Stellen. (1. Der Hirsch in Fabel 1,12,11 „begannt von den Bissen der Hunde zerfleischt zu werden“: *lacerari coepit morsibus ... canum*; 2. in Fabel 4,18,6 „begannt das Schiff von günstigen Winden sicher getragen zu werden“: *ferri secundis tuta coepit flatibus*; 3. in Fabel 5,7,14 begannt der Flötenspieler herbeigesehnt zu werden: *desiderari coepit* (scil. *tibicen*). – Menges Repetitorium (§ 487) empfiehlt für solche Fälle als Übersetzung für *coepi*: ‚allmählich‘ oder ‚von nun an‘.)

Mein Hauptargument ist aber: Nachdem in den bisherigen Versen (3 bis 7) ausschließlich die nutznießende Hündin stets das Subjekt war (*rogasset, deponeret, impetravit, admovit, posset*) würde jetzt ein Subjektwechsel eintreten, ohne dass das neue Subjekt, also die gastgebende Hündin, explizit genannt würde. Auch am Schluss, ab Mitte von Vers 9, tritt nur die undankbare Nutznießerin ganz unvermittelt und fast brutal mit der wörtlichen Rede auf:

9 „Wenn du mir und meiner Schar gewachsen sein könntest“, sagt sie (oder: „wenn du es tatsächlich mit mir und meiner Truppe aufnehmen kannst“), „werde ich von der Stelle (*loco*) weichen (den Platz räumen).“ Das ist ohne Zweifel: Androhung von Gewalt.



Abb. 2 Illustration zur Fabel von den beiden Hündinnen von Jean de La Fontaine (1621–1695); Zeichnung von Gustave Doré (1832–1883), Kupferstich von Félix Jean Gauchard (1825–1872).

3. Sprachliche Beobachtungen

Phaedrus benutzt den Sprechvers der Komödien. Der iambische Senar ist der Proa am nächsten. Insofern fällt die künstlerische Gestaltung des Gedichts vielleicht nicht sofort auf.

Man beachte im ersten Vers die parallele Folge der Quantitäten in den beiden inhaltlich gegensätzlichen Wörtern *insidias* und *blanditiae*.

Vers 2 erinnert an den Prolog des Buches: Das Büchlein soll nicht nur zum Schmunzeln (*risum*) anregen, sondern auch das Leben des klugen (!) (Lesers) mit Rat ermuntern: *et quod prudentis vitam consilio monet*. Beim Vers 3 des Prologs entscheide ich mich also für die Lesart *prudentis*, nicht für *prudenti ... consilio*.

Das entspricht Aussagen an anderen Stellen, z.B. im Prolog zu Buch 2, wo es heißt: Die Fabeln haben keinen anderen Zweck, als dass der Irrtum der Sterblichen berichtigt werde und wörtlich: *acuatque sese diligens industria* (2 prol. 4), wörtlich: „dass sich der sorgfältige Fleiß (daran) schärfen möge“. Hier geht es also um die sorgfältige und gründliche Beschäftigung mit den Fabeln.

In Appendix 7,17 f. (wo der Sinn der Mythen von Ixion, Sisyphus, Tantalus und den Danaiden erklärt wird) heißt es sogar ausdrücklich, das Altertum habe die Wahrheit absichtlich eingehüllt, damit der Weise (!) sie versteht, der Ungebildete sich irrt: *Consulto involvit veritatem antiquitas, ut sapiens intellegeret, erraret rudis*.

Dass der Dichter tatsächlich „ermahnen“, d.h. aufmerksam machen, ermuntern und warnen will, kommt an vielen anderen Stellen expressis verbis zur Sprache, das betrifft die Gattung Fabel schlechthin. Darauf kommen wir gleich etwas ausführlicher zu sprechen.

Hier zunächst noch einige sprachliche Beobachtungen an dieser Fabel: Die Figur der Antithese (Menge, Repetitorium § 11) durchzieht die ganze Fabel, wie sich der Konflikt der beiden Hündinnen anbahnt bis zum bedrohlichen Ende: 3 *canis parturiens und alteram* werden gegenüber gestellt; zunächst alles noch sanft und freundschaftlich: *rogasset, facile impetravit*, bald schon *reposcenti* und *preces admovit*, dann aber *flagitari validius* (m.E. im Passiv, die hilflose Gastgeberin ist demnach in der ganzen Fabel nicht selbst durch eine finite, aktive Verbform präsent); und wenn die *firmiores catulos* (schon fast ein Oxymoron) erwähnt werden, sind die Druckmittel schon nicht mehr gleich: *par* (10). Die Verbformen *posset* (7) und *potueris* (10) erinnern an *potentia*, Macht, Gewalt. Die *turba* (9) erinnert an eine Rotte oder auch an eine Truppe von Soldaten (vgl. Nepos, Damates 6,3), *cube* ... *coepit* (9) eine Alliteration, die die dringender (*flagitari validius*) werden (aber passivisch ausgedrückte) Forderung der Hüttenbesitzerin hörbar unterstreicht.

4. Zur Gattung der Fabel

Erinnern wir uns an Sinn und Zweck der Literaturgattung Fabel. Es gibt die schöne knappe Formulierung in den ‚Progymnasmata‘ des griechischen Rhetorikers Ailios Theon (Θέων) aus Alexandria (1. Jh. n. Chr.). Er drückte das auf paradoxe Weise so aus: Die Fabel ist ein *λόγος ψευδῆς εικονίζων ἀλήθειαν*, also eine unwahre Geschichte, die eine Wahrheit abbildet, *ψευδῆς* heißt ja eigentlich sogar ‚lügnerisch, erlogen, erfunden, fiktiv‘.⁷ Das passt gut zusammen mit der Formulierung des Phaedrus im Prolog zu Buch 1: *fictis iocari nos meminerit fabulis*. Auch im Epilog zum 2. Buch bezeichnet er seine Gedichte als *arte fictas ... fabulas* (2 epil. 13).

Diese „Wahrheit“ oder „Realität“, wie Niklas Holzberg das Wort *ἀλήθεια* übersetzte,⁸ kann allgemein sein oder sich speziell auf einen vorliegenden Fall beziehen. Nach Holzberg sind alle „Fabelan-

thologien von der Antike bis in die frühe Neuzeit“ jeweils als Sammlungen „moralischer Exempel“ und somit als Weisheitsliteratur konzipiert“. Sie liefern also „Fallbeispiele“, in denen, so Holzberg, „die von ihnen vermittelte Weltweisheit optimal zur Geltung“ kommt.⁹ Was sind das nun für „Wahrheiten“ oder „Realitäten“? Vielleicht können wir sie auch „Lebenserfahrungen“ nennen, die nicht unbedingt allgemeingültig sein müssen, wohl aber – wie die Sprichwörter – durchaus für bestimmte Lebenssituationen gelten, so dass sie in entsprechenden Fällen tatsächlich als „wahr“ und als „Lebensweisheiten“ empfunden werden; z.B. Aller Anfang ist schwer. Gelegenheit macht Diebe. Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln. Lügen haben kurze Beine. Ein Unglück kommt selten allein. – Aus den Fabeln wurden daher oft sprichwortartige Redewendungen oder bildliche Ausdrücke, die bis heute in der Alltagssprache fortleben, wie z.B. „sich mit fremden Federn schmücken“, „die Trauben sind ihm zu sauer“, „sich den Löwenanteil sichern“, „schlau wie ein Fuchs“; auch Lebensregeln wie: „Trau, schau wem.“ „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.“ „Wie du mir, so ich dir.“ Es sind Regeln oder Maximen einer elementaren Ethik. Sie sind oft so elementar, dass sie schon von Kindern verstanden werden können und bisweilen etwas herablassend und missverständlich als „Vulgäretik“ bezeichnet werden, obwohl gerade von ihnen eigentlich das ganze friedliche Zusammenleben in der Gesellschaft abhängt, wie z.B. die Goldene Regel, die schon von Konfuzius und auch von Jesus als grundlegend vorausgesetzt wird. Auch in der lateinischen Literaturtradition gibt es dafür zahlreiche Varianten: „Was du nicht willst, dass man dir tu, / das füg auch keinem andern zu.“

5. Die „Lehren“ dieser Fabel

Schauen wir uns nun die Lebenserfahrungen oder Lebensweisheiten dieser Fabel von den beiden Hündinnen an. Es sind erstaunlich viele, wenn

wir den Rat des Dichters befolgen. Oben wurde bereits Ursula Gärtners Formulierung zitiert, dass diese Fabel „ein weites Interpretationsangebot“ bereit hält. In der Tat enthält schon das Promythion zwei Warnungen und aus der Erzählung selbst lassen sich weitere implizite „Lehren“ erschließen. Wie der Dichter im Epimythion einer anderen Fabel (in 4,11 Fur et lucerna) sagt, enthält auch diese Fabel noch mehrere „nützliche Dinge“ (*res utiles*), die der Entfaltung, der Explikation, bedürfen: *Quot res contineat hoc argumentum utiles, / non explicabit alius, quam qui repperit*. Dort entfaltet er selbst diese *res utiles*. In der Fabel 4,2 (*Poeta*) appelliert er an die *diligens industria* des Lesers:¹⁰ *Sed diligenter intuerere has nenas: Quantam sub illis utilitatem reperias!* Aber schau dir diese kleinen Geschichten genau an: / Welch großen Nutzen kannst du unter (in) ihnen entdecken!

Ich sehe insgesamt mindestens sieben Lebensweisheiten, die der Dichter mit dieser Fabel von den beiden Hündinnen implizit vermitteln will:

1) Hinter schmeichlerischem, unterwürfigem Verhalten (*blanditiae*) verbergen sich oft feindselige Absichten (*insidias*). Eine freundliche, höfliche, charmante, liebenswürdige oder Mitgefühl erregende, sympathische Erscheinung (*blanditiae*) kann also durchaus täuschen, so wie die Maske (*persona*) in der Fabel 1,7; die Maske sieht zwar schön aus (*O quanta species!*), hat aber kein Gehirn. Es gibt Menschen, denen Fortuna Amt und Ruhm verliehen, aber den gesunden Menschenverstand und den Gemeinsinn (*sensum communem*) genommen hat.

7 Vgl. Stefan Feddern: Der antike Fiktionalitätskurs. Berlin/Boston: W. de Gruyter 2018 (teilweise im Internet), Anm. 1718).

8 Niklas Holzberg: Nachwort zu „Äsop, Fabeln Griechisch/Deutsch“, übers. v. Thomas Voskuhl, Stuttgart: Reclam 2005, S. 246.

9 Niklas Holzberg: Nachwort zu „Fabeln des Äsop“. ausgewählt, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von N.H. München: dtv C.H. Beck 2008, S. 98. (Dieses Buch erschien in der Reihe „Kleine Bibliothek der Weltweisheit“.)

10 Siehe oben: *diligens industria* (2 prol. 4).

2) Wir sollen uns aber durch solche Maskierung nicht täuschen lassen und uns davor hüten (Vers 2: *quas ut vitemus*). Als Menschen sind wir dem Irrtum ausgesetzt, doch haben Fabeln, wie es im Prolog zu Buch 2 heißt, kein anderes Ziel, als den Irrtum der Sterblichen zu korrigieren und die Aufmerksamkeit zu schärfen. Das gilt jedoch, wie schon erwähnt, nur für umsichtige, lernwillige und kluge Menschen.¹¹ Den Beifall ungebildeter Leser sucht der Dichter nicht: *Illitteratum plausum nec desidero*, wie es im Prolog zum 4. Buch heißt (4 prol. 20). Die Warnung vor Täuschung, aber auch vor Selbsttäuschung (!) ist die „Lehre“ mehrerer anderer Fabeln (z.B. 1,13 *Vulpes et corvus*; 2,2 *Anus diligens iuvenem, item puella*).

3) Eine dritte „Lebensweisheit“ der Fabel 1,19 ist die, dass naive Gutgläubigkeit (*stulta credulitas* 2,4,26) Schaden erleidet, wie es im Epimythion der Fabel 2,4 über die bössartige Katze, den Adler und das Wildschwein heißt. Dieselbe Warnung ergeht in der Fabel 3,10 (*Poeta de credere et de non credere*) im sprichwortartigen Epimythion: *Nil spernat auris, nec tamen credat statim* (3,10,51).

4) Der vierte Punkt liegt auf der Hand, dass nämlich spontane, aber unüberlegte Hilfsbereitschaft missbraucht werden und am Ende dem Helfer selbst schaden kann. Ganz krass kommt das schon in der Fabel 1,8 (Wolf und Kranich) zum Ausdruck. Dort lautet das dreizeilige Promythion: *Wer eine Belohnung für seinen Dienst von Bösewichtern erwartet, macht gleich zwei Fehler: erstens weil er Unwürdigen hilft und zweitens weil er selbst nicht ohne Schaden davon kommt: Qui pretium meriti ab improbis desiderat, / bis peccat: primum quoniam indignos adiuvat; / impune abi-*

re deinde quia iam non potest. Auch hier ist von den *improbis* die Rede, wie in unserer Fabel vom *homo malus*.

Ebenso krass ist das *exemplum* in Fabel 4,20: Die beinahe erfrorene Schlange tötet den Menschen, der sie an seinem Busen gewärmt und dadurch gerettet hat. Die Fabel 4,20 spricht schon in der Überschrift – von wem auch immer diese Überschrift stammt – von der *miserica[n]dia nociva*, dem nachteiligen oder schädlichen Mitleid.¹² Auf die *miserica[n]dia* kommen wir am Schluss noch einmal kurz zu sprechen.



Abb. 3 Porträt des Fabeldichters Jean de La Fontaine von Hyacinthe Rigaud (165–1743).

Der Missbrauch der Hilfsbereitschaft zeigt sich in deren frecher Überbeanspruchung. Darauf weist Jean de La Fontaine (1621–1695) in seinem Epimythion hin. La Fontaine hat diese Fabel als 7. in sein 2. Buch aufgenommen.¹³ In der bis heute am meisten verbreiteten Übersetzung von Ernst Dohm (1877) heißt es: „Was du ’nem Schurken gibst, du wirst es stets bedauern. / Leihst du ihm was, kannst lange lauern, / Kaum kriegst du’s

wieder mit Gewalt; / Er wird sich erst verklagen lassen. / Gib einen Finger ihm, und bald / Wird deine ganze Hand er fassen.“¹⁴ Das entspricht einer bis heute üblichen deutschen Redewendung: Kleiner Finger, ganze Hand. Ein Wörterbuch aus dem 18. Jahrhundert liefert hierzu auch eine lateinische Fassung: *Si digitum porrexeris, totam manum invadit*.¹⁵

5) Ein fünfter Aspekt, der mit der missbrauchten Hilfsbereitschaft eng zusammenhängt, springt jedem Leser sofort ins Auge: Die Hündin, die die Unterkunft genossen hat, ist der Gastgeberin nicht dankbar. Das entspricht unserem Sprichwort „Undank ist der Welt Lohn“. Hierfür gibt es zahlreiche lateinische Varianten. Martin Luther, der diese Fabel in leicht veränderter Form in seine deutschsprachige Fabelsammlung (1530) aufnahm, fügte in seiner Handschrift vor dem Epimythion das lateinische Wort *ingratitude* ein.¹⁶ Doch das zitierte deutsche Sprichwort stammt offenbar nicht von ihm.

Das Motiv der oben erwähnten Phaedrus-Fabel 4,20 wurde von Lessing aufgegriffen (Fabeln, 2. Buch, 3): Der Knabe und die Schlange. In dem relativ wortreichen Epimythion wird die Undankbarkeit als „abscheulicher Schandfleck“ bezeichnet. Der Knabe sagt: „Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewusst.“ Sein Vater ergänzt: „Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandfleck brandmarken lässt.“¹⁷

In der antiken Literatur gibt es viele Stellen, in denen die Dankbarkeit als hohe Tugend gepriesen und die Undankbarkeit getadelt wird. Erwähnt seien hier nur drei Beispiele aus der römischen Literatur: Catull, Cicero und Seneca.

a) Von Catull sei das *carmen* 73 angeführt, in dem er sich bitter über die Undankbarkeit eines (uns unbekannt) Freundes beklagt.

Desine de quoquam quicquam bene velle mereri aut aliquem fieri posse putare pium. Hör doch auf, dich noch um irgend jemand in irgendeiner Sache verdient machen zu wollen oder zu glauben, dass es noch irgendeinen pflichtbewussten Menschen geben kann.

In den Versen 3 und 4 heißt es dann:

Omnia sunt ingrata, nihil fecisse benignē <prodest>, immo etiam taedet obestque magis. Alles ist undankbar, es nützt nichts, großzügig gehandelt zu haben; ja das bewirkt sogar Abscheu und schadet eher.

Der erste Vers ist auch fast zum Sprichwort geworden: *Omnia sunt ingrata*.¹⁸

b) In Ciceros Schriften finden sich zahlreiche Stellen zum Thema Dankbarkeit. Man könnte eine ganze Anthologie davon zusammenstellen. Hier sei nur die schöne Stelle aus seiner Rede *pro Planicio* (80) erwähnt, wo er die Dankbarkeit geradezu als Mutter aller Tugenden bezeichnet.

Etenim, iudices, cum omnibus virtutibus me affectum esse cupio, tum nihil est, quod malim quam me et esse gratum et videri. Haec enim est una virtus non solum maxima, sed etiam mater virtutum omnium reliquarum.

Ja, meine Herren Richter, ich möchte wohl mit allen Tugenden ausgestattet sein, aber es gibt nichts, was ich lieber will, als dass ich dankbar

11 Vgl. oben: *quod prudentis vitam consilio* (1 prol. 4); er gibt vorsichtigen Menschen (*cautis hominibus*) keine bösen Ratschläge (1,25,1); *acuatque sese diligens industria* (2 prol. 4); *ut sapiens intellexeret* (app. 7,18).

12 Vgl. Eberhard Oberg: *Phaedrus-Kommentar*. Stuttgart: Franz Steiner 2000, S. 194 f.

13 Vgl. hierzu die Illustration von Gustave Doré (1832–1883).

14 Im Original heißt es allerdings: *Laissez-leur prendre un pied chez vous, / Ils en auront bientôt pris quatre.* (In der Übersetzung von Rolf Mayr (1964): *Gib ihnen einen Fuß von dir, / gewiss verlangen sie bald alle vier von dir.*)

15 *Si digitum porrexeris, totam manum invadit.* Wenn man ihm einen Finger reicht, nimmt er die ganze Hand.

In: *Vollständiges Deutsches Wörterbuch vel Lexicon Germanico-Latinum* von Christoph Ernst Steinbach: Band I, A-L. Breslau 1737, S. 445, s.v. Finger.

16 Vgl. Ernst Thiele: *Luthers Fabeln*. Nach seiner Handschrift und den Drucken neubearbeitet. Halle a.S.: Max Niemeyer 1911, S. 9 (Dort heißt die Überschrift: *Vom hund und der hündin* [10].)

17 G.E. Lessing, *Gesammelte Werke*, 1. Band, Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1981, S. 326.

18 Vgl. Wander, *Deutsche Sprichwörter-Lexikon*, s.v. Undank 15.

bin und auch als dankbar angesehen werde. Diese eine Tugend ist nicht nur die größte, sondern geradezu die Mutter aller übrigen Tugenden.

c) Es ist selbstverständlich, dass Seneca, die Dankbarkeit in seinen ethischen Schriften mehrfach behandelt hat. Der Althistoriker **Theodor Birt** (1852–1933) hielt Senecas *De beneficiis* für „das

19 Theodor Birt: Seneca. In: Th. Birt: Aus dem Leben der Antike. 4., verb. Aufl. Leipzig 1925, S. 165–188, S. 182.

20 Übers. in Anlehnung an Manfred Rosenbach: Seneca, Philos. Schriften, 5. Bd. Darmstadt 1989, S. 325.

21 Hans-Arved Willberg: Dankbarkeit. Grundprinzip der Menschlichkeit – Kraftquelle für ein gesundes Leben. Berlin: Springer 2018.

22 Otto Seel setzt die Publikation des Trogus in die Zeit zwischen 14 bis 30 nach Chr., die Publikation des Epitomators Iustinus in die Zeit zwischen 200 und 250 n. Chr. (S. 17 und 21). – Im 43. Buch seiner Weltgeschichte (totius propemodum orbis rebus explicitis) kehrt Trogus wie nach einer langen Wanderung durch die Fremde in die Heimat zurück und erzählt die Ursprünge der alten Latiner und der Ligurer und somit auch die Entstehungsgeschichte der Stadt Massilia (des heutigen Marseille), die einst (um 600 vor Chr.) von den ionischen Phokaiern gegründet wurde. (cf. Massalia, DKIP 3,1066-68). Hier in Gallien bot ihnen Nannus, der König der Segobrigier, die Möglichkeit, eine neue Stadt zu gründen. Doch, wie Iustinus, in der Kurzfassung des Geschichtswerks des Trogus schreibt, waren die ringsum wohnenden Ligurer neidisch auf das Gedeihen der Stadt und bekriegten die eingewanderten Griechen. Diese aber konnten ihre Feinde besiegen und legten in den dabei eingenommenen Gebieten noch weitere Kolonien an (Iustin 43,4,3-6): (3) Als Nannus, der König der Segobrigier, welcher ja das Gelände zur Gründung der neuen Stadt zur Verfügung gestellt hatte, gestorben und ihm sein Sohn Comanus in der Herrschaft nachgefolgt war, da versicherte irgendein Kleinkönig, Massilia werde einmal allen Nachbarvölkern den Untergang bringen, weshalb man es noch im Entstehen ausrotten müsse, damit es nicht alsbald allzu stark werde und über ihn selbst die Oberhand gewinne. (4) Er unterbaut das zudem mit der bekannten Fabel, einst habe eine trüchtige Hündin einen Hirten flehentlich winselnd um ein Plätzchen für ihre Niederkunft gebeten, und als sie dies erhielt, habe sie weiterhin darum gebeten, ihre Jungen an derselben Stelle auch aufziehen zu dürfen; zuletzt aber, als die Jungen groß geworden waren, habe sie, gestützt auf diese Hausmacht, das Eigentumsrecht des Platzes für sich in Anspruch genommen. (5) Nicht anders würden die Massilienser, welche jetzt doch nur erst wie zugezogene Untermiteter zu betrachten seien, später einmal zu Herren des Landes werden. (6) Durch solche Reden aufgewiegelt, sinnst der König auf Ränke gegen die Leute von Massilia. (Übers. von Otto Seel.)

Vollkommenste, was die Antike über Menschenliebe, d.h. über die Pflicht sozialer Hilfe gebracht hat. Keiner vor Seneca hat etwas Ähnliches, praktisch Brauchbares geschrieben.“¹⁹ Hinzuweisen ist auf den Brief 81, der ganz der Dankbarkeit gewidmet ist, und auf mehrere Stellen in *De beneficiis*. Nur eine Stelle (4,18,1) sei hieraus zitiert: *Ut scias per se expetendam esse grati animi adfectionem, per se fugienda res est ingratum esse, quoniam nihil aequae concordiam humani generis dissociat ac distrahit quam hoc vitium.*

Damit du weißt, dass die Gesinnung einer dankbaren Seele um ihrer selbst willen erstrebenswert ist – es ist ein um seiner selbst zu vermeiden (Verhalten), undankbar zu sein, da nichts in gleicher Weise die Eintracht des Menschengeschlechts beeinträchtigt und zerstört wie diese Fehlhaltung.²⁰

Auch in der späteren literarischen Tradition gibt es eine Vielzahl von lateinischen Sentenzen und Sprichwörtern, welche vor Undankbarkeit warnen. (Zahlreiche Beispiele finden sich im Sprichwörter-Lexikon von Karl Friedrich Wilhelm Wander unter den Stichwörtern Undank u.ä.) In diesem Zusammenhang sei hingewiesen auf das vor Kurzem erschienene Buch des Theologen und Philosophen Hans-Arved Willberg mit dem Titel „Dankbarkeit“.²¹

6) Die sechste „Lehre“ betrifft die politische Deutung der Fabel 1,19. Auf sie bezieht sich die Überschrift dieses Beitrags „eine ‚politisch unkorrekte‘ Fabel“ mit *Fragezeichen*. Die eine Hündin ist die Besitzerin der Hütte und gewährt der anderen, die offensichtlich in einer Notlage ist, da sie kurz vor der Geburt ihrer Jungen steht (*parturiens*), bereitwillig Unterkunft, vergleichbar einem Volk, das ein gesichertes Land besitzt und Einwanderern, die in Not sind, Unterkunft bietet. Die Einwanderer aber vermehren sich und erheben schließlich Ansprüche auf das ihnen zur Verfügung gestellte Land, indem sie sogar mit Gewalt drohen. Dass diese Deutung nicht aus der

Luft gegriffen ist, zeigt eine ganz ähnliche Fabel aus der Zeit des Kaisers Augustus, die wir beim Historiker Pompeius Trögus bzw. bei seinem Epitomator Iustinus rund 200 Jahre später finden. Iustinus flicht sie ein in den Zusammenhang, wo er über die Gründung der Stadt Massilia durch griechische Kolonisten berichtet. Hier geht es um den befürchteten Missbrauch des Gastrechts durch Migranten. Nach Iustinus soll das Motiv dieser Fabel schon um 600 vor Chr. als Argument gegen die griechischen Einwanderer in Gallien verwendet worden sein.²² Laura De Maria hält diese Deutung der Phaedrus-Fabel für ausschlaggebend,²³ Ursula Gärtner bestreitet deren These, dass schon das Promythion „eindeutig eine politische Lesart vorgebe“.²⁴ Dass politische Deutungen von Fabeln aber grundsätzlich möglich sind, zeigt schon die 2. Fabel des ersten Buches, in der die Frösche von Juppiter einen König haben wollen und Äsop (angeblich zur Zeit des Pisistratos) eine Lehre daraus ableitet.

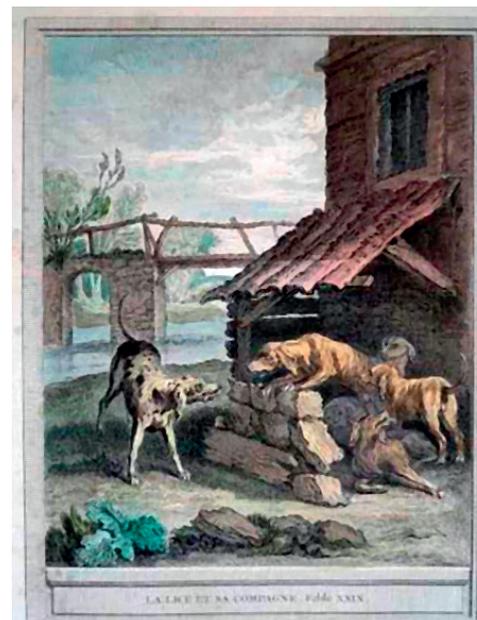


Abb. 4 Illustration zur Fabel von den beiden Hündinnen von **Jean-Baptiste Oudry** (1659–1755).

7) Eine siebte Lehre oder Lebenserfahrung dieser Fabel ist, dass es sich bei der frechen Hündin um ein Muttertier handelt, das sich im eigenen Interesse ausschließlich um den eigenen Nachwuchs kümmert. Das Recht der anderen Hündin ist ihr völlig egal, sie setzt am Ende auf das Prinzip „Macht vor Recht“, das schon in Fabel 1,1 von Wolf und Lamm zum Ausdruck kommt. In der oben erwähnten Fabel von der bösen Katze (2,4) terrorisiert diese das Adlerweibchen im Wipfel der Eiche und das Wildschwein (die Bache) am Boden und spielt die beiden gegeneinander aus. Sie versetzt die beiden Muttertiere Adler und Wildschwein in Angst und Schrecken, so dass diese sich nicht mehr trauen, ihr Nest zu verlassen, um Futter zu holen, und so mit ihren Jungtieren verhungern müssen. Die Katze dagegen kann sich selbst und ihrem eignen Nachwuchs mit List und Tücke unbemerkt Nahrung besorgen (*ubi esca se replevit et prolem suam*, 2,4,19), und als die beiden anderen mit ihrem Nachwuchs vor Hunger starben, bieten sie der Katze und ihrem Nachwuchs durch ihren Tod ein reichhaltiges Futter (*felisque catulis largam praebuerunt dapem*, 2,4,24). Auch hier sind es also nur die eigenen *catuli*, um die sich das Muttertier kümmert, für den Nachwuchs der anderen (*progeniem*, 2,4,10) hat die freche Hündin keinerlei Mitleid. Vielleicht ist es zu weit hergeholt, wenn wir hier an die egozentrische Haltung mancher „alleinerziehenden“ Mütter denken, die immer nur ihr eigenes Kind im Sinn haben, alle anderen interessieren sie nicht. Die Liebe zum eigenen Nachwuchs ist allerdings in der Ethik der Römer eine wichtige Tugend. Zu erinnern ist an mehrere Stellen bei Cicero, z.B. *de officiis* 1,11; *de finibus* 3,62 und 4,16–17; *Tusculanae disputationes* 5,79; *de oratore* 11,124; 2,158; auch in den Reden: *post reditum ad Quirites* 2;

23 Laura De Maria: *de Maria, Laura: La femina in Fedro. Emarginazione e privilegio. Lecce: Adriatica Editrice Salentina* 1987, S. 42ff.

24 U. Gärtner (2015b), S. 197, Anm. 7, und S. 201, Anm. 31.

pro Sexto Roscio 41; pro Cluentio 12; in Verrem oratio secunda 1,112 und 153.

Doch bedarf es zum Schluss noch einiger ergänzender oder auch korrigierender Bemerkungen zur römischen und auch zur stoischen Ethik. Die gastgebende Hündin ist ja offensichtlich von Mitgefühl und Mitleid bewegt. Mitleid mit den Armen und Benachteiligten ist aber keine Selbstverständlichkeit. Darin unterscheidet sich, soweit ich sehe, die stoische von der christlichen Ethik. Das hat vor allem Lactantius (um 300) herausgestellt.²⁵ Selbst Seneca, dem wir doch eines des ersten humanistischen Dokumente zum Menschsein der Sklaven (Brief 47) verdanken, hielt Mitleid für einen Fehler eines Kleingeistes: *«Miseriordia est enim vitium pusilli animi ad speciem alienorum <malorum> succidentis (de clementia 2,5,1). Mitleid sei „eine Fehlhaltung einer schwächlichen Seele, die beim Anblick fremden Elends niedersinkt“.²⁶ Ja, Mitleid sei „ein seelisches Leiden wegen des Anblicks fremden Elends oder Trauer auf Grund fremden Unglücks“: *Miseriordia est aegritudo animi ob alienarum miseriarum speciem aut tristitia ex alienis malis contracta (de clementia 2,5,4). Seneca empfiehlt stattdessen clementia. Mitleid sehe nicht die Ursache (den Sachzusammenhang), sondern das Los (das Schicksal); die Güte oder Milde (clementia) dagegen gehöre zur**

Vernunft (clem. 2,5,1): *Miseriordia non causam, sed fortunam spectat; clementia rationi accedit. Auch nach Cicero galt misereri oder miseriordia als perturbatio animi (Cic. Tusc. 3,7; 3,20f.).²⁷*

Ganz krass äußert sich in der Komödie *Trinummus* von Plautus der athenische Bürger Philto (Verse 339–340): „Einen schlechten Dienst / erweist dem Bettler, wer ihm Trank und Speise gibt; / denn was er gibt, verliert er und verlängert ihm / das Leben nur zu weiterem Elend. ... Ich meine, dass man mit anderen so weit nur / soll Mitleid haben, dass man selbst nicht Mitleid braucht.“

*De mendico male meretur, qui ei dat, quod edit aut bibit; / nam et illud, quod dat, perdit, et illi prodit vitam ad miseriam. / ... praemonstro tibi, / ut ita te aliorum miserescat, ne tis alios misereat.*²⁸

Wie ganz anders und geradezu revolutionär lauten dagegen die Worte Jesu im Gleichnis vom Gericht des Menschensohnes über die Völker (Matthäus 25,31–46): „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen. Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, empfangt das Reich als Erbe, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist!“

25 In den *Divinae Institutiones* 6,10–16 kritisiert Laktanz die stoische Verachtung des Mitleids, sie verstoße gegen Tugend und Gemeinschaftssinn. – Vgl. Michael von Albrecht: Seneca. Eine Einführung. Stuttgart: Reclam 2018, S. 175 und 288 f.

26 Hier und im Folgenden: M. Rosenbach, a.a.O., S. 21–25. Vgl. auch Karl Büchner: Seneca, *De clementia*. Stuttgart: Reclam 1970, S. 78–71.

27 Ausführlicher hierzu Verf.: Die Gefühlswelt in den Fabeln des Phaedrus (FS für Johannes Christes 2008), S. 225–245.

28 Übers. von Wilhelm Binder, grundlegende Neubearbeitung von Walther Ludwig: Plautus/Terenz, *Antike Komödien in zwei Bänden*. Stuttgart: Parkland 1974. – Altlateinische Formen sind edit: Konjunktiv Präs. (statt edat); prodit (statt product); tis = Genitiv von tu.

6. Ergänzende Literatur zur Fabellektüre im Lateinunterricht (Auswahl)

- De Maria, Laura (1986): *La femina in Fedro. Emarginazione e privilegio*. Lecce: Adriatica Editrice Salentina 1987.
- Fritsch, Andreas (1985): Phaedrus als Scholastik. In: *Latein und Griechisch in Berlin* 29, S. 34–69. Nachdruck in: *Die Alten Sprachen im Unterricht (München/Bamberg)* 33 (1986).
- Fritsch, Andreas (1988): Phaedri libellos legere. Weitere Anregungen zur Phaedruslektüre. In: *Latein und Griechisch in Berlin* 32, S. 126–146. Nachdruck in: *Die Alten Sprachen im Unterricht* 36, H. 2, S. 19–22 u. 27–43.
- Fritsch, Andreas (1990): Äsop und Sokrates bei Phaedrus. Ein Beitrag zur thematischen Orientierung der Phaedruslektüre. In: *Latein und Griechisch in Berlin* 34, S. 218–240.
- Fritsch, Andreas (2002): Fabeln im Lateinunterricht. In: Reinhard Dithmar (Hg.): *Fabeln und Parabeln im fächerverbindenden Unterricht (Interdisziplinäre Forschung und fächerverbindender Unterricht. Bd. 10)*. Ludwigsfelde: Ludwigsfelder Verlagshaus, S. 136–167.
- Fritsch, Andreas (2008): Die Gefühlswelt in den Fabeln des Phaedrus. In: Diana Bormann / Frank Wittchow (Hg.): *Emotionalität in der Antike. Zwischen Performativität und Diskursivität. Festschrift für Johannes Christes (KZK = Körper – Zeichen – Kultur, Bd. 23)*. Berlin: eca-Verlag (= Editio Cortis Aquilae), S. 225–245.
- Fritsch, Andreas (2013): Fabeln im altsprachlichen Unterricht (Basisartikel). In: *Der Altsprachliche Unterricht* 56, H. 3, S. 2–11.
- Fritsch, Andreas (2014): *Quid Phaedrus, fabellarum poeta, laudibus dignum aut non dignum iudicaverit*. In: *Vox Latina* 50, fasc. 196, S. 152–163.
- Gärtner, Ursula (2015a): Phaedrus 1975–2014. In: *Lustrum* 57, S. 7–89.
- Gärtner, Ursula (2015b): Phaedrus. Ein Interpretationskommentar zum ersten Buch der Fabeln (Zetemata 149). München. Hilpert, Regine (1992): Bild und Text in Heinrich Steinhöwels „Leben des hochberühmten Fabeldichters Esopi“. In: Holzberg, Niklas (Hg.): *Der Äsop-Roman*. Tübingen: Günter Narr, S. 131–154.
- Holzberg, Niklas (2012): *Die antike Fabel*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 3., bibliogr. aktualisierte Aufl. 2012.
- La Fontaine, Jean de (1978): *Sämtliche Fabeln*. Vollständige zweisprachige Ausgabe. In den Übersetzungen von Ernst Dohm und Gustav Fabricius. Französisch und Deutsch. München: Winkler 1978 (2,7: *La Lice et sa compagne*, S. 108f.).
- Niedermayr, Hermann (1995): Eine Fabel mit „Sitz im Leben“: Die gebärende Hündin (Phaedrus 1,19 und Iustin 43,4,4). In: *Latein Forum (Innsbruck)* 26, S. 21–33.
- Oberg, Eberhard (2000): *Phaedrus-Kommentar*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Perry, Ben Edwin (ed.) (1952): *Aesopica*. Volume One. Urbana.
- Perry, Ben Edwin (ed.) (1965): *Babrius and Phaedrus*. The Loeb Classical Library.
- Steinberg, Willi (1961): *Martin Luthers Fabeln*. Nach seiner Handschrift und den Drucken von Boner bis Krylow. Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Halle a.S.: Max Niemeyer.
- Thiele, Ernst (1911): *Luthers Fabeln nach seiner Handschrift und den Drucken*. Halle a.S.: Max Niemeyer, 2. Aufl.
- Thiele, Georg (1910): *Der Lateinische Äsop des Romulus und die Prosa-Fassungen des Phädrus*. Kritischer Text mit Kommentar und einleitenden Untersuchungen. Heidelberg: Carl Winter 1910.

– Von Lia Rachel-Tsakona –

»Dein Ticket mit Altgriechisch«

Preisverleihung im Wettbewerb der Griechischen Botschaft

Der „Dromeas“, was ins Deutsche übersetzt „Der Läufer“ heißt, ist eine 12 Meter hohe Skulptur, die aus einzelnen aufeinander gestapelten, scharfen und zackigen Glasscheiben besteht. Sie steht in der Mitte einer viel befahrenen Straße und zeigt aus unterschiedlichen Perspektiven die Form eines in Bewegung befindlichen Läufers. Der griechische Künstler Costas Varotsos begann 1988 mit der Arbeit an der Skulptur, die er erst 1994 fertigstellen konnte.

Bis dahin wurde der ursprüngliche Platz für ihre Errichtung verlegt. Eigentlich sollte der „Läufer“ am Omonia Platz stehen. Da man befürchtete, die Vibrationen der U-Bahn könnten das Kunstwerk zum Zerbrechen bringen, steht der Läufer, mit dem auch an die berühmte Schlacht von Marathon erinnert wird, nun auf dem Platz Megáli tou Genous Scholí in der Nähe des Hilton Hotels. Foto: © GNTOIY. Skoulas

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Bewerberinnen und Bewerber für den Preis „Dein Ticket mit Altgriechisch“.

Liebe Frau Lutter, lieber Herr Wenzel, liebe Preisträger,

es ist mir eine Freude, Sie heute – am 17. Juni 2019 – zur ersten Verleihung des Preises für Altgriechisch hier im Goethe-Gymnasium begrüßen zu dürfen. Es steht außer Frage, dass Ihre Schu-

len den altsprachlichen Unterricht und naturgemäß das Altgriechische stärken wollen. Dies ist auch ein wichtiges Anliegen von uns als Griechische Botschaft in der Bundesrepublik Deutschland, das ich Ihnen mit diesem Grußwort zum Ausdruck bringen möchte.

Unser Dank dafür gilt allen Altphilologen in Deutschland, die sich unermüdlich für die Lehre der griechischen Sprache und Kulturgeschichte

einsetzen. Die Altphilologen können den Schülern Grundlagen europäischer Kultur nahebringen, in Literatur, Politik, Geschichte, Philosophie und Religion. Sie können zur Erhaltung unseres gemeinsamen Erbes beitragen. Sie leisten einen wertvollen Beitrag im Rahmen der europäischen Zielsetzungen, denn Sie stärken die zwischenmenschlichen Beziehungen auf den festen Fundamenten des Glaubens an die Bedeutung der kulturellen Werte und Pflege der gemeinsamen geistigen Wurzeln des freiheitlichen, demokratischen Denkens in einem vereinten Europa. Mit unserem neu begründeten Wettbewerb und diesen Preisen wollen wir aktiv die humanistischen Gymnasien unterstützen und heute diejenigen Schülerinnen und Schüler auszeichnen, die sich für das Fach Altgriechisch positiv hervortun.

Selbstverständlich haben in der griechischen Sprache auch Veränderungen und Wandlungen stattgefunden, wie in allem Lebendigen. Sie hat jedoch immer ihre ununterbrochene Kontinuität gewahrt. Sie kannte keine orthographischen oder literarischen Brüche in ihrer Entwicklung, zumindest nicht in einem Ausmaß, dass das sogenannte Altgriechisch den Neugriechisch-Sprechenden als Fremdsprache erschiene. An dieser Stelle ist die Bemerkung interessant, dass die Sprache der homerischen Epen näher am zeitgenössischen Griechisch ist, als die englische Sprache des 12. Jahrhunderts n. Chr. am zeitgenössischen Englisch (zitiert aus einer Rede unseres Botschafters Th. Daskarolis). Der Einfluss des Griechischen bei der Entstehung und Formung nicht nur der europäischen Sprachen ist bekannt und weitreichend analysiert. Es ist sicherlich von Nutzen, ständig bestimmte Begriffe im Gedächtnis zu bewahren, da das Griechische die Fähigkeit hat, solche markante Bedeutungen und Begriffe zu schaffen. Das Wort und der Begriff „Europa“ hat historisch und etymologisch eine griechische Herkunft. Gemäß der bekannten griechischen Sage, wurde Zeus von einer schönen Prinzessin fasziniert, floh mit ihr nach Kreta und kam dort mit ihr zusammen. Jene reizende Prinzes-

sin hatte »ευρείς ὠπας«, d.h. weite/breite Augen, weswegen sie Ευρώπη = Europa genannt wurde. Die Preisträger, die wir heute auszeichnen und die ich an dieser Stelle noch einmal herzlich begrüßen möchte, haben in beeindruckender Weise mit den Augen der Jugend Altgriechisch als Unterrichtsfach ihren Mitschülern anschaulich gemacht und gezeigt, dass Altgriechisch keine tote Sprache ist, sondern eine in unserem Alltag hoch lebendige Kommunikationsform, die dazu noch Spaß macht. Dafür danke ich Ihnen allen im Namen der Griechischen Botschaft. Danken möchte ich auch der Griechischen Zentrale für Fremdenverkehr EOT, die den ersten Preis, eine Reise nach Griechenland (wahlweise nach Kreta oder nach Athen), gestiftet hat. Ebenso Herrn Prof. Dr. Wolf-Dieter Heilmeyer, dem ehemaligen Direktor der Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin / Preußischer Kulturbesitz. Er hat sich für eine ganz persönliche Führung durch „sein“ Museum für die 2. und 3. Preisträger zur Verfügung gestellt. Danke!



Lia Rachel-Tsakona, Kulturattachée, Griechische Botschaft

Nun zu den Gewinnern der Preise, die alle mit Kreativität, vielen Ideen, großem Einfühlungsvermögen, unterschiedlichen modernen Mitteln und – wie man beobachten kann – mit viel Spaß eine Kampagne für Griechisch entwickelt haben. Deshalb freue ich mich sehr auf die schöne Aufgabe, die drei Siegerteams zu küren und auch alle anderen Nominierten mit einer Urkunde als Anerkennung für ihre hervorragenden Projekte auszuzeichnen. Dazu gratuliere ich Ihnen von Herzen!
 Der dritte Preis geht an Robert Bergien, Marton Laub und Malte Röhlecke vom Landesgymnasium Sankt Afra, Meißen mit dem „Instagram“.
 Der zweite Preis geht an Zoe Ade und Anna Ingenlath vom Canisius-Kolleg mit dem „Video“.
 Den ersten Preis, nämlich die Reise nach Griechenland, haben zwei Gruppen bekommen:



Allen Preisträgern meinen herzlichen Glückwunsch!

EMILY HAENSCH und MICHELE EHLERT vom Friderico-Francisceum Gymnasium in Bad Doberan mit dem Video „Griechisch-Werbung-final“ sowie FRIEDERIKE LEITHOLD, CHARLOTTE LIPPERT und ULJANA KATUSHONAK vom Gymnasium Fridericianum Schwerin mit dem „Magazin“.



Preisträger Wettbewerb »Lebendige Antike« 2019



Preisträger Wettbewerb »Lebendige Antike« 2019

1. PLATZ					
1	Klasse 8b (1. Lehrjahr)	Leni Rentzsch, Sophie Birow, Cecilie Fock, Bernhard von Bassewitz, Julia Heidersdorf	Evangelisches Gymnasium zum Grauen Kloster	Frau Katharina Roß	Plakat: Griechisch ist KLASSE
2	Klasse 8 (2. Lehrjahr)	Jannis Koll, Leonie Kühn, Loai Mnawar, Jasmin Junghahn, Tom Uhlig	Archenhold- Gymnasium	Frau Sara Stolle	Latein – das Ticket, das dich seit 2000 Jahren zum Erfolg bringt
2. PLATZ					
1	Klasse 9 (1. Lehrjahr)	Johanna Lanzky	Bornstedt- Gymnasium, Luckau	Frau Inga Klein	Plakat: Lerne Latein!
2	Klasse 6c (2. Lehrjahr)	Vera von Plate, Emilia von Reibnitz	Canisius Kolleg	Frau Corinna Preuß-Hodes	Plakat: Entdecke den Römer in dir!
3	WPU Klasse 8 (1. Lehrjahr)	18 Schülerinnen und Schüler	Katholische Schule Salvator	Frau Barbara Fetting	Plakat: Amor fugit – Latein manet
4	WPU Kl. 10 (2. Lehrjahr)	16 Schülerinnen und Schüler	Paulus- Praetorius- Gymnasium, Bernau	Frau Franziska Deregoski	riesiges Plakat: Latein öffnet Welten
3. PLATZ					
1	WPU Klassen 9cf / 9ds (1. Lehrjahr)	Lena Tietz, Jule Höfer, Paul Hochstätter, Ihden Tran, Hue Ngan	Johann- Gottfried- Herder- Gymnasium	Frau Melsene Gützlaf	Plakat: Latein ist COOL!
2	Klasse 8a (2. Lehrjahr)	Marit Olowson	Evangelisches Gymnasium Hermannswerder, Potsdam	Frau Bettina Grothe	Plakat: SPEKTAKEL LATEIN
3	Klasse 8b (1. Lehrjahr)	Oda Lippe, Zoe Luhmer	Felix- Mendelssohn- Bartholdy- Gymnasium	Frau Ulrike Rickel	Plakat: Ausflug in die Antike
4	Klasse 9, WPU (2. Lehrjahr)	Leonie Wiegand	Askanisches Gymnasium	Frau Kerstin Schäfer	Plakat: Cum lingua Latina hoch hinaus!

Latein ist toll!

Lernen Sie mit uns Latein! Es ist eine tolle Sprache und sie lernen viel neues, auch die Geschichte dieser Sprache ist sehr Interessant .Es macht Spaß neues kennenzulernen!

Lustig
Außergewöhnlich
Toll
Einzigartig
Interessant
Neues lernen

Laudare = loben
Adesse = helfen
Tum = dann
Esse = sein
Ibi = dort
Nos = wir

KEEP CALM AND LOVE LATEIN

Gründe um es zu lernen:

- ✓ leichteres Lernen von Fremdsprachen
- ✓ besseres Verständnis der deutschen Grammatik
- ✓ hilfreich im Studium z.B. Medizin

Latein im Alltag:

- ✓ im Urlaub Inschriften der Römer lesen können
- ✓ naturwissenschaftliche Fachbegriffe verstehen
- ✓ Fremdwörter leicht herleitbar
- ✓ Wissen woher Firmennamen kommen (z.B. Audi, Nivea)

Es macht Spaß weil:

- ✓ man viel über Mythologie lernt
- ✓ der Unterricht durch Quizlet und Kahoot interessanter wird

Es ist anspruchsvoll, weil:

- ✓ es ein Lernfach ist
- ✓ die Grammatik kompliziert ist (hilft aber auch – siehe Gründe)
- ✓ man Latein heute nicht mehr spricht

WER LATEIN LERNT, HAT SICH EINEN LORBEERKRANZ VERDIEN'T!

Von Johanna M./W., Greta, Marielle, Meike

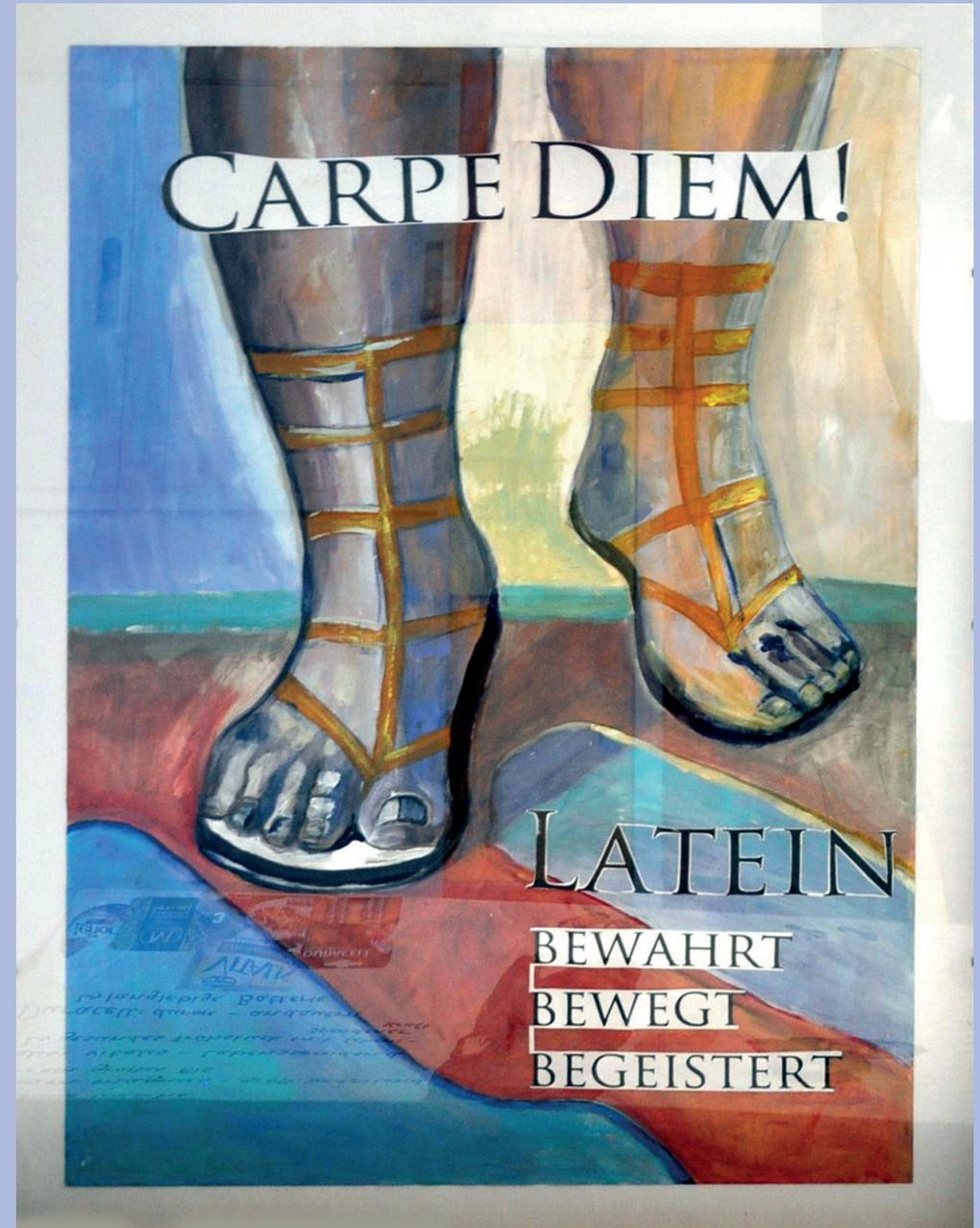
Preisträger Wettbewerb »Lebendige Antike« 2019

GRUPPE B (3. und 4. Lernjahr)

1. PLATZ					
1	Klasse 10a und 10b (3. Lehrjahr)	24 Schülerinnen und Schüler	Georg-Friedrich-Händel-Gymnasium	Frau Birte Kampmann	Plakat + Website: Darum Latein! https://warumlatein.jimdofree.com
2. PLATZ					
1	GK Q2 (5. Lehrjahr)	Niklas Hillig	Paulus-Praetorius-Gymnasium, Bernau	Frau Birgit Drechsler-Fiebelkorn	3D-Plakat: LATEIN IST TOLL!
3. PLATZ					
1	Klasse 11, GK (3. Lehrjahr)	Liz Perschel, Lena Talabudzinow	Paulus-Praetorius-Gymnasium, Bernau	Frau Birgit Drechsler-Fiebelkorn	Plakat: LATEIN
2	Klasse 7b (3. Lehrjahr)	Laurin Grotz	Schadow-Gymnasium	Frau Sarah Henckel	Plakat: Latein lebt, wächst und blüht

GRUPPE C (ab 5. Lernjahr)

1. PLATZ					
1	GK Q2 (7. Lehrjahr)	Elisabeth Böhm, Marlene Böhm, Charlotte Böhm	Heinrich-Schliemann-Gymnasium	Herr Christoph Schmid / H. Blumhofer (?)	A2-Plakat: Carpe diem
2. PLATZ					
1	GK Q2 (5. Lehrjahr)	Nick Neumann, Egzon Rashkaj, Suzanna Adamska	Tagore-Gymnasium	Frau Birgit Drechsler-Fiebelkorn	3-Plakate-Serie: #lebendige Antike Hättest du mal Latein gelernt! (Fotos / Druck)



Preisträger Wettbewerb »Lebendige Antike« 2019

SONDERPREISE für Kreativität

1	WPU II Klasse 10 (2. Lehrjahr)	13 Schülerinnen und Schüler	Ernst-Haeckel- Gymnasium, Werder/Havel	Frau Nadine Gorgas	Litfaßsäule: Basissprache Europas
1	Klasse 5b Grundschule	Chirin Beydoun	Lisa-Tetzner- Grundschule	Herr Stephan Wiese	Einzelplakat: Latein ist toll!
1	Klasse 5b Grundschule	Louis Rafea, Hassan Said, Zain Ali Zia, Eras Beytas, Sebastian Kraus	Lisa-Tetzner- Grundschule	Herr Stephan Wiese	Gruppen- plakat: Latein ist toll!

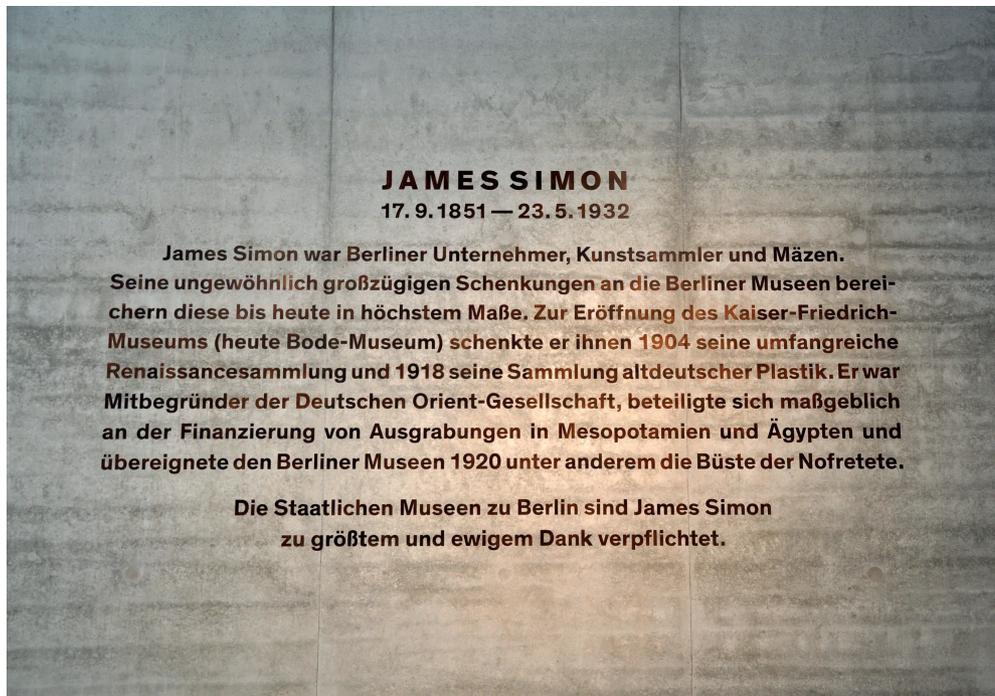


James-Simon-Galerie eröffnet

Bundeskanzlerin **Angela Merkel** hat am 12. Juli 2019 die neue James-Simon-Galerie auf der Berliner Museumsinsel feierlich eröffnet. **Hermann Parzinger**, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, sagte dazu: „Mit ihrer Zusage, das neue Haus von David Chipperfield zu eröffnen, unterstreicht die Bundeskanzlerin die Bedeutung

Museumsinsel bilden und die Besucher gastlich empfangen.“

Als zentrales Empfangsgebäude der Museumsinsel Berlin mit einer Nutzfläche von rund 4.600 Quadratmeter sorgt es für Information, Orientierung und Gastlichkeit. Ein rund 655 Quadratmeter großer Raum steht für Wechselausstellungen zur Verfügung. Und in einem Auditorium mit



dieses Ereignisses. Das ist ein riesiger Schritt bei der Weiterentwicklung des einzigartigen Museumsensembles ins 21. Jahrhundert. Gleichzeitig werden wir den Namensgeber, den großen Mäzen James Simon, und sein Wirken für die Museen und für Berlin gebührend würdigen. Die James-Simon-Galerie wird künftig das Tor zur

300 Sitzplätzen können künftig Veranstaltungen stattfinden. Das Gebäude weist Ticket- und Infobereiche, Garderoben, Shop und Café auf und es hat eine wichtige Funktion bei der Verteilung der Besucherströme. Von der James-Simon-Galerie aus werden die Besucher direkt in den Rundgang „Antike Architekturen“ im Pergamonmuseum

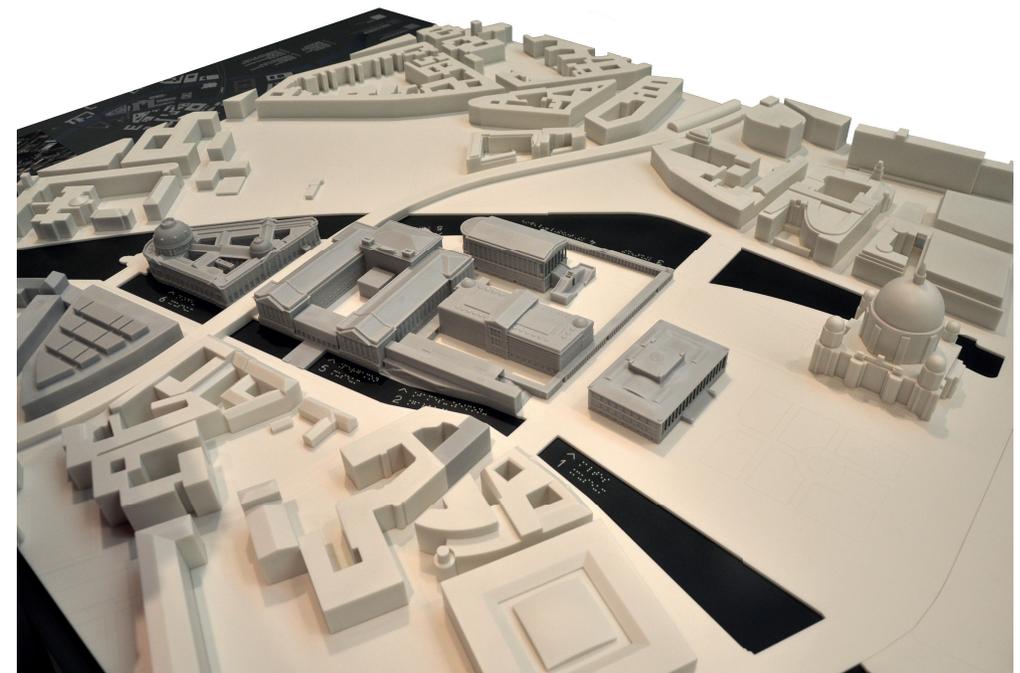
gelangen sowie über die Archäologische Promenade in das Neue Museum. Das Gebäude ist Teil des Masterplans Museumsinsel, der 1999 beschlossen wurde, um das UNESCO-Welterbe zu bewahren und gleichzeitig zu einem zeitgemäßen Museumskomplex umzugestalten.

Der Entwurf für das neue Gebäude stammt von David Chipperfield Architects. Chipperfield leitete bereits die Sanierung und Wiedererrichtung des Neuen Museums. Für die James-Simon-Galerie nutzt er klassische Architekturelemente, die sich auch an anderen Orten auf der Museumsinsel wiederfinden. 1953 in London geboren, studierte Chipperfield in den 70er-Jahren Architektur und arbeitete anschließend im Büro der Star-Architekten Norman Foster und Richard Rogers. Heute zählt Chipperfield selbst zu den globalen Größen seiner Zunft. Zu seinen wichtigsten Bauten und Projekten gehören das Saint Louis Art Museum, der Hamburger Elbtower oder das Museum Folkwang in Essen. In Berlin ist der Wiederaufbau des Neuen Museums, die Errichtung der James-Si-

mon-Galerie und die Sanierung der Neuen Nationalgalerie mit seinem Namen verbunden.

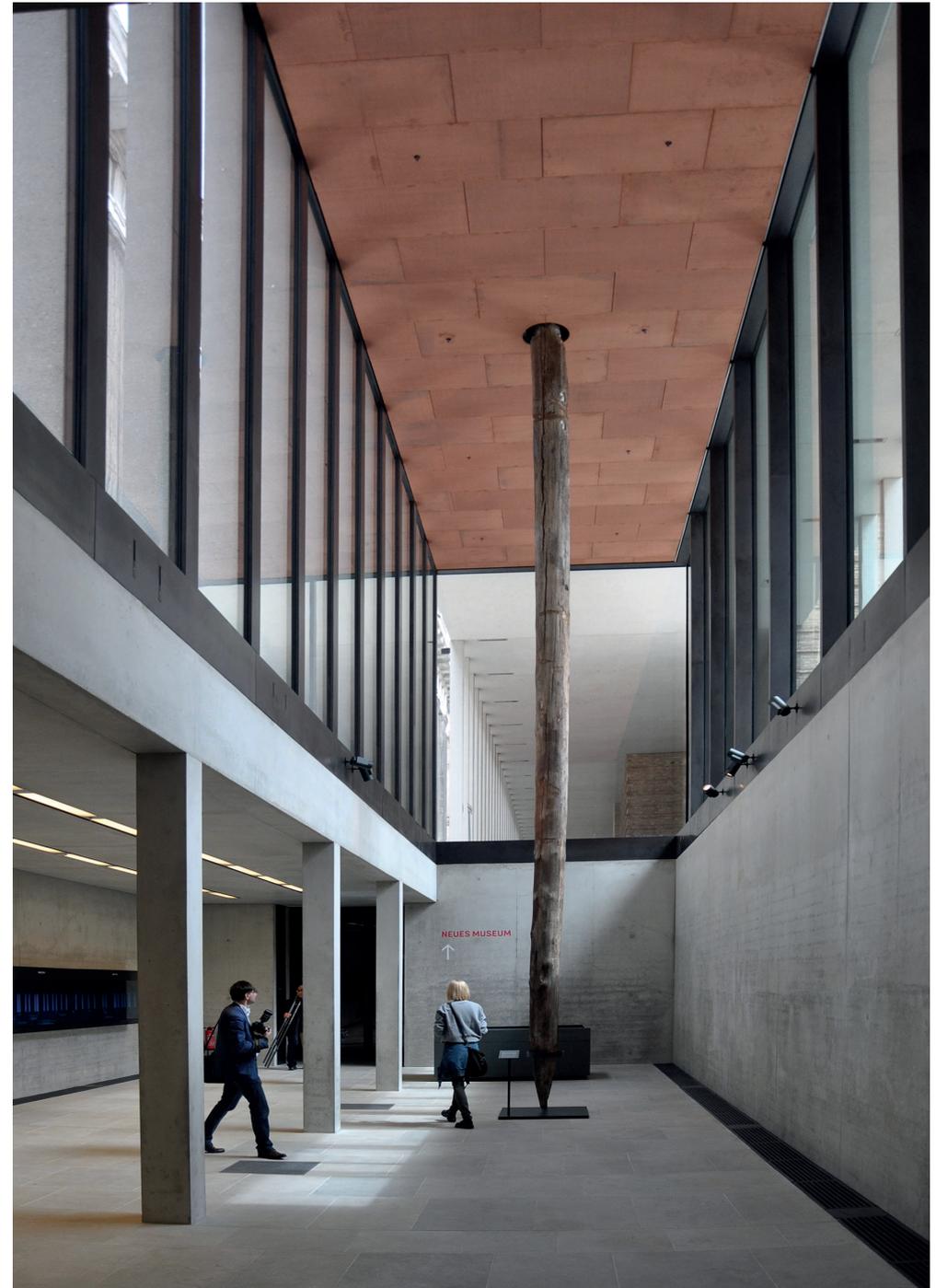
Eine große Freitreppe an der Südseite der James-Simon-Galerie empfängt die Gäste der Museumsinsel. Bestimmendes architektonisches Element ist vor allem das Motiv der Kolonnaden: Den historischen Säulengang setzt Chipperfield an der James-Simon-Galerie in zeitgenössischer Form fort. Zwischen der James-Simon-Galerie und dem Neuen Museum entsteht so ein weiterer kolonnadengesäumter Hof als zusätzliche Freifläche auf der Museumsinsel. Die Kupfergrabenseite des Gebäudes ist ebenfalls von Kolonnaden geprägt. Mit seinem hohen Sockel greift das Haus schließlich auch die Architektur des benachbarten Pergamonmuseums auf.

Die bauvorbereitenden Maßnahmen zum neuen Eingangsgebäude begannen im Jahr 2009. Bei den Gründungsarbeiten kam es zu Verzögerungen und Mehrkosten. Dies lag im Wesentlichen an den extrem schwierigen Baugrundverhältnissen, die höchste technische Anforderungen dar-



stellten, und an einem Wechsel der ausführenden Spezialfirma. Das Grundstück, auf dem die James-Simon-Galerie errichtet worden ist, setzte höchste technische Anforderungen voraus. Es wird von einer eiszeitlichen Auswaschung geprägt, die sich vom Alten Museum bis unter das Pergamonmuseum zieht. Tragfähiger Baugrund ist teilweise erst in Tiefen von bis zu 40 Metern zu erreichen. Das Grundwasser steht etwa zweieinhalb Meter unter der Geländeoberfläche. Die Gründung des Gebäudes erfolgte daher durch das Verankern von rund 1200 Kleinbohrpfählen und der Schüttung einer Betonsohle unter Wasser. Das Gebäude erhält den Namen eines der bedeutendsten Mäzene der Staatlichen Museen zu Berlin. Der Berliner Unternehmer James Si-

mon schenkte den Museen zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter anderem die Grabungsfunde aus Amarna mit der Büste der Nofretete sowie seine Sammlungen von Renaissancekunst und Kunstgewerbe. Der Namensgeber der Galerie wird in einer Inschrift in der oberen Eingangshalle gewürdigt: „Zu größtem und ewigem Dank verpflichtet“ zeigen sich darin die Staatlichen Museen Berlin. Noch besser hätten diese Worte in Riesenbuchstaben auf der Sockelmauer am Kupfergraben gestanden, denn ohne James Simon und die anderen, vorwiegend jüdischen Stifter ihrer Sammlungen wäre die Museumsinsel heute nur eine Schwundstufe ihrer selbst. So hat der Glanz der James-Simon-Galerie auch einen melancholischen Unterton.



»Bunte Götter«

Ein Frankfurter Erfolgsprojekt erobert das Netz

Die weltweite Begeisterung für das Frankfurter Forschungsprojekt zur farbigen Antike und die daraus resultierende Ausstellung „Bunte Götter“ reißt nicht ab. Die Präsentation ist seit mittlerweile bald 15 Jahren international auf Tour und beweist dabei immer wieder, dass die anschauliche Vermittlung von Polychromieforschung Menschen in den verschiedensten Ländern fasziniert. Die Zwischenbilanz von bisher rund 30 internationalen Stationen sowie weit über zwei Millionen Besuchern spricht für sich. Vom 28. Oktober 2017 bis zum 7. Januar 2018 war die Schau in der Legion of Honor in San Francisco zu sehen und damit an einer der beiden neuen Wirkungsstätten des ehemaligen Liebieghaus Direktors Max Hollein.

Die Ausstellung mit ihren farbenprächtigen Rekonstruktionen ist bereits vor ihrer Station in San Francisco für jeden im Internet zugänglich dank des multimedialen „Bunte Götter“-Digitalis. Das

vom Liebieghaus entwickelte digitale Vermittlungsangebot lässt die Nutzer kostenfrei und unabhängig von der physischen Ausstellung in die beeindruckende Welt der „Bunten Götter“ eintauchen. Informative Texte, Audioelemente und zahlreiche Bilder mit anschaulichen Effekten geben einen facettenreichen Einblick in die Polychromieforschung und die Farbrekonstruktion. Das Themen-Digitalis ist sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch unter <https://buntegoetter.liebieghaus.de> abrufbar.

„Die ‚Bunten Götter‘ schreiben seit nahezu 15 Jahren eine Erfolgsgeschichte, die ihresgleichen sucht. Der Anblick der farbigen Rekonstruktionen antiker Statuen, die Vitalität, die diese ausstrahlen, verblüfft und begeistert Menschen überall auf der Welt und lässt uns erkennen, wie stark wir kulturell überlieferte Bilder von der antiken Skulptur als nicht-farbig verinnerlicht haben. Die Polychromieforschung prägt das wissenschaftliche Profil der Liebieghaus Skulpturensammlung



Schmalseite Perserkampf des Alexandersarkophags, Farbrekonstruktion, 2007 Liebieghaus Skulpturensammlung, Forschungsprojekt Polychromie Foto: © Liebieghaus Skulpturensammlung

auch über die ‚Bunten Götter‘ hinaus ganz wesentlich und wird hier in Frankfurt mit großer Leidenschaft und langjähriger Expertise betrieben“, kommentiert Liebieghaus Direktor Dr. Philipp Demandt.

„Die ‚Bunten Götter‘ sollten nicht als abgeschlossenes Ausstellungsprojekt missverstanden werden – ganz im Gegenteil. So lebendig wie die verschiedenen Rekonstruktionen wirken ist auch das gesamte Projekt, das – inzwischen beheimatet im Frankfurter Liebieghaus – kontinuierlich durch neue Rekonstruktionen erweitert und wissenschaftlich aktualisiert wird.

Die „Bunte Götter“-Ausstellung

Die antike Marmorskulptur war nicht weiß, sondern bunt. Davon berichten antike Schriftquellen in überwältigender Fülle. Die unumstößliche Tatsache, dass antike Statuen vollständig farbig gefasst waren, wurde in der italienischen Renaissance verdrängt und im 19. Jahrhundert wieder aufgegriffen, ehe sie im 20. Jahrhundert zugunsten einer auf formale Klarheit ausgerichteten Ästhetik erneut in den Hintergrund trat. Bis heute haben sich an antiken Skulpturen zahlreiche Spuren des ursprünglichen Farbenkleides erhalten.

Im Verlauf von inzwischen über 30 Jahren hat ein internationales Forscherteam unter Leitung von Vinzenz Brinkmann umfassende



Grabstatue der Phrasikleia, Farbrekonstruktion, 2010 Liebieghaus Skulpturensammlung, Forschungsprojekt Polychromie, Dauerleihgabe der Ludwig-Maximilian Universität, München, Leibnizpreis 2007 O. Primavesi seit 2014 Foto: © Liebieghaus Skulpturensammlung

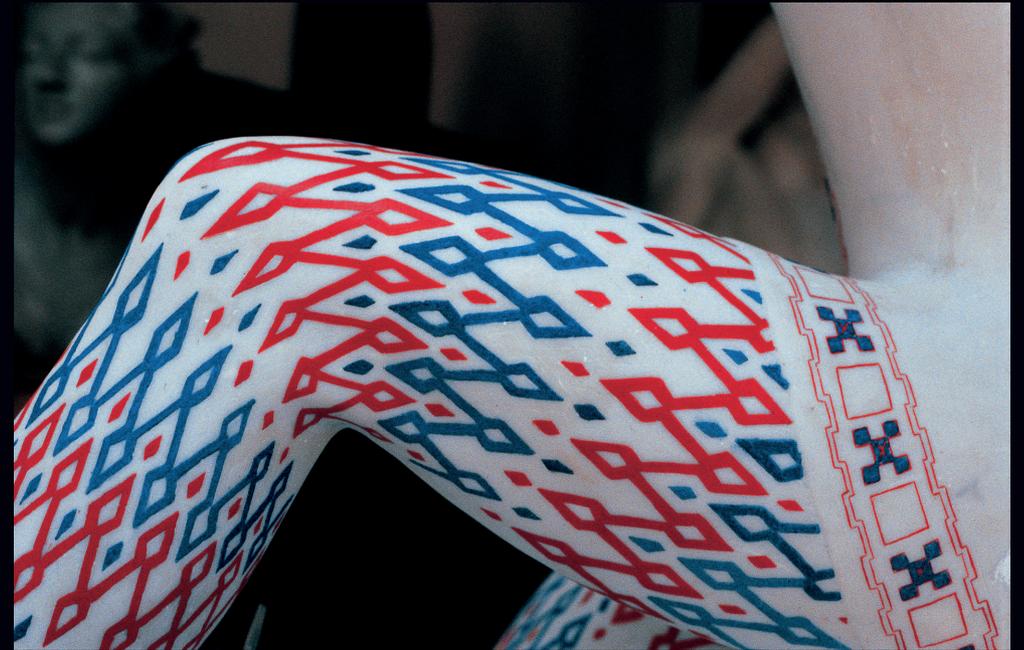
Erkenntnisse zur Polychromie antiker Skulpturen erlangt. Die daraus hervorgegangene Ausstellung „Bunte Götter“ verbindet originale antike Skulpturen mit spektakulären Rekonstruktionen, anhand derer die „bunte Antike“ erneut auflebt. Ihren Auftakt hatte die Ausstellung 2003 in der Münchener Glyptothek und war anschließend in den Vatikanischen Museen sowie der Ny Carlsberg Glyptotek in Kopenhagen sowie unter anderem im Archäologischen Nationalmuseum in Athen (2006), im Arthur M. Sackler Museum der Harvard University in Cambridge (2007/08), in der Getty Villa in Los Angeles (2008) sowie im British Museum in London (2015) zu sehen. 2008/09 war sie in der Liebieghaus Skulpturensammlung zu Gast und ist Ende 2016 in die Sammlung des Hauses übergegangen.

Digitalis: Kostenlos abrufbar unter <https://buntegoetter.liebieghaus.de>

Das Themen-Digitalis wird ermöglicht durch die FAZIT-STIFTUNG. Weitere Informationen: www.liebieghaus.de



Ausstellungsansicht „Bunte Götter“ Foto: © Liebieghaus Skulpturensammlung



OBEN: Arbeit an der Farbrekonstruktion des Bogenschützen (1990): Auftrag von Rot (Zinnober) und Blau (Azurit)
Foto: © Liebieghaus Skulpturensammlung
UNTEN: Arbeit an der Farbrekonstruktion des Bogenschützen (1989): Liniennetz mit eingetragem Muster
Foto: Liebieghaus Skulpturensammlung



Zwei Stichwörter

– Von Klaus Bartels –

Die folgenden Stichwörter sind in den zurückliegenden Wochen in der NZZ erschienen. Wir danken Klaus Bartels dafür, dass wir diese tiefgründigen Wortbiographien hier nachdrucken dürfen.

Stichwort »Armbrust«

Durch diese hohle Gasse muss er kommen, es führt kein anderer Weg nach Küsnacht ... Hier vollend ichs ...“ So beginnt Tells grosser Monolog in Schillers Drama. Wie Tell da laut Regieanweisung „mit der Armbrust“ auftritt, so ist er – und mit ihm die zwei Akte zuvor auf dem Rütli begründete Eidgenossenschaft – mit dieser Waffe verbunden geblieben. Wer von einer Armbrust hört, denkt an Tell, und wer an Tell denkt, denkt an seine Armbrust – und gleich weiter an den starken Arm, der sie gespannt hat, und die tapfere Brust, die auf den Tyrannen gezielt hat. Aber das ist nicht der Anfang, sondern erst das Ende dieser Wortgeschichte.

Am Anfang steht da, was die Sache betrifft, ein bei dem griechischen Maschinenbauer Heron beschriebener gastraphètes, wörtlich „Bauch- (Pfeil-) schleuderer“, und was das Wort betrifft, die erstmals in einer spätantiken militärischen Schrift bezeugte lateinische Bezeichnung arcuballista, wörtlich „Bogen- (Pfeil-) werfer“. Bei einem einfachen Bogen mit Sehne ist die Spannkraft des Bogens auf die Zugkraft eines menschlichen Armes begrenzt; diese „Bauch-“ und „Bogenwerfer“ liessen sich – etwa durch einen Haken am Gürtel des Schützen – mit ganzer Leibeskraft spannen und zudem durch eine Rückhaltevorrichtung mit mehrfacher Spannkraft aufladen.

Gegenüber dem griechischen „Bauchschleuderer“ war die Spätantike aus dem lateinischen arcus, „Bogen“,

und dem griechischen ballistés, „Werfer“, zusammengesetzte arcuballista, „Bogenwerfer“, gewiss die klarer sprechende Bezeichnung. Aber für die nicht lateinkundigen Landsknechte des hohen Mittelalters war diese fünf-silbige arcuballista und selbst die schon leicht verkürzte mittelalterliche arbalista dann doch ein zu grosses Kaliber, und vor allem: Das lateinische Wort sagte ihnen nichts mehr von „Bogen“ und „Werfen“.

In der französischen Tochttersprache hat sich die spätlateinische arbalista über eine altfranzösische arbaleste in der arbalète erkennbar erhalten – Eisenbahnfans mögen sich noch der „Arbalète“ erinnern, die sie früher einmal pfeilschnell von Basel nach Paris geschossen hat. Aber im Mittelhochdeutschen begegnet ebendiese arbalista bald arg verhackstückt als ein zweisilbiges – nun sächliches – armbrust oder arborst oder gar vollends eingeschrumpft als ein einsilbiges armst. Ähnlich war um die gleiche Zeit aus dem griechischen, im Westen nicht mehr sprechenden Ehrentitel archiater, „Erster Arzt“, ein mittelhochdeutscher arzat oder arzet und schliesslich ein „Arzt“ geworden.

Irgendwann, irgendwo ist damals aus diesem verhackstückten armbrust oder arborst noch im Mittelalter die wiederum sprechende deutsche „Armbrust“ geworden. Der Anklang an den starken „Arm“, der sie spannt, und an die tapfere „Brust“ dahinter legte eine solche „Volksetymologie“ nur zu nahe. Nun konnten sich die Landsknechte, die diese Armbrüste handhabten, dabei doch wieder etwas Heldenhaftes denken, und man kann sich vorstellen, wie der Landsknechtsname Armbruster einem solchen Schützen stolz die Brust hat schwellen lassen. „Armbrüste“? Kein Wunder, dass das mittelhochdeutsche sächliche

armbrust in der Folge zu einer weiblichen „Armbrust“ geworden ist und dass es, nein: sie dann noch den geläufigen Plural „Armbrüste“ – laut Duden „auch: Armbruste“ – gebildet hat.

A propos Pfeil und Bogen, Arm- und andere Brüste: Eine in der Antike verbreitete, doch gewiss irrige Wortklärung deutet den Stammesnamen der mit Pfeil

und Bogen bewehrten Amazonen aus einem negierenden Alpha und dem griechischen mazós, „Brust“, als „die ohne Brust“: Diese mythischen Kriegerinnen hätten ihre rechte Brust geopfert, um desto grössere Spannweite für ihre Bogen, grössere Reichweite für ihre Pfeile zu gewinnen. War das ursprünglich ein abgeschmackter Symposiumsscherz oder ein sexistischer Kathederwitz? In jedem Fall: ein schlechter Tausch!

Stichwort »Mittelstand«

Im Wahlkampf hat der „Mittelstand“ Saison. So jung das Wort scheint: Es stammt wie die „Demokratie“ aus Athen, und seinen ersten Auftritt hatte es – auf griechisch, versteht sich – in einer Euripideischen Tragödie, im Munde des mythischen Königs Theseus: „Drei Teile sind's von Bürgern; erst die Reichen: / Unnützlich sind die und voller Gier nach mehr; / die Armen dann, die nichts zu beissen haben: / Die sind gefährlich, voller Neid und Hass, / und kehren ihre Stacheln gegen jene, / von üblen Volksverhetzern angeführt. / Der Drittel in der Mitte trägt die Staaten / und schützt die Ordnung, die der Staat sich gibt.“ Und in der Folge hat Aristoteles diese „Mittleren“ als den staatstragenden Stand gewürdigt und in den politischen Wortschatz eingeführt:

„In allen Staaten gibt es diese drei Teile der Bürgerschaft: die überaus Reichen, die überaus Armen und als dritte die Mittleren – die mésoi – zwischen diesen. Da nun anerkanntermassen das Massvolle und damit das Mittlere das Beste ist, so ist offenkundig auch bei den Glücksgütern der mittlere Besitz der beste von allen. Denn dieser hat es am leichtesten, der Vernunft zu gehorchen; dem übermässig Schönen oder Starken, übermässig Vornehmen oder Reichen dagegen oder de-

ren Gegenständen, dem übermässig Armen oder Schwachen oder ganz und gar Geringgeschätzten, fällt es schwer, der Vernunft zu folgen. Denn die ersten werden eher zu Rechtsverächtern und Kriminellen im Grossen, die anderen allzu leicht zu Betrügnern und Kriminellen im Kleinen; zu Rechtsverletzungen kommt es im ersten Fall aus Selbstüberschätzung, im zweiten aus niederer Gewinnsucht. Auch drücken sich diese Mittleren am wenigsten vor den politischen Ämtern oder drängen sich zu ihnen; beides ist für den Staat ja gleicherweise unzutraglich.

Dazu kommt: Die im Überfluss von allen Glücksgütern leben, von Stärke, Reichtum, Freunden und anderen solchen Gütern, sind weder willens noch fähig, sich einer Herrschaft zu fügen, und das zeigt sich gleich von Haus aus bei den Kindern: In ihrer Verwöhntheit sind sie ja schon in der Schule nicht gewohnt, sich etwas sagen zu lassen. Die dagegen im Übermass Mangel leiden an alledem, sind allzu unterwürfig. So sind die einen nicht fähig, irgendeine Herrschaft auszuüben, sondern allenfalls, sich einer knechtenden Herrschaft zu unterwerfen, die anderen nicht fähig, sich irgendeiner Herrschaft zu fügen, sondern allenfalls, eine herrische Herrschaft auszuüben. Daraus kann nur ein Staat von Knechten und Herren werden, nicht einer von freien Bürgern, nur ein Staat, in dem die einen mit Missgunst und Neid, die anderen mit Geringschätzung auf die Gegenseite sehen. Das aber ist weit entfernt von Freundschaft und so auch von politischer Gemeinschaft. ...

Aus alledem geht klar hervor, dass die politische Gemeinschaft die beste ist, die sich auf diese Mittleren stützt, und dass solche Staaten politisch in guter Verfassung sein können, in denen der Mittelstand stark ist und sich gegen die äusseren Teile der Bürgerschaft durchsetzen kann – im besten Fall gegen beide zugleich oder sonst doch wenigstens gegen einen der beiden. Denn dann kann sein Gewicht, der einen oder anderen Seite zugelegt, jeweils den Ausschlag geben und verhindern, dass es zu einem Übergewicht der entgegengesetzten Seite kommt. Daher ist es der grösste Glücksfall, wenn in einem Staat die Bürger durchweg über einen mittleren und dabei doch hinreichenden Besitz verfügen.“

Aristoteles hat nie zu den Schulautoren gezählt, und so ist dieser vierundzwanzig Jahrhunderte alte Glückwunsch der alt-athenischen Demokratie an die Schweiz und ihren starken Mittelstand weithin unbestellt geblieben. Jetzt im Wahljahr sei er wieder einmal ausgerichtet!

Das Aristoteleszitat ist übernommen aus der Zitatensammlung „Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen“, ausgewählt, übersetzt und vorgestellt von K. B., 2. Auflage, Rombach Verlag, Reihe Paradeigmata 50, Freiburg i. Br. 2019



Narziss-Brunnen im Prinzenhof des Schlosses Cecilienhof. Bildhauer war der Münchner Hubert Netzer (1865–1939), die das Motiv zwei Mal gießen ließ. Eine Statue steht vor dem Arkaden- und Laubengang des Bayerischen Nationalmuseums. Die zweite erwarb das Kaiserhaus für den Rosengarten der Kaiserin Auguste Viktoria (1858–1921) unweit des Neuen Palais im Park Sanssouci. Hier wurde der Brunnen im Jahre 1904 aufgestellt. 1976 kam der Narziss ins Schloss Cecilienhof.

Impressum ISSN 0945-2257

Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg erscheint vierteljährlich und wird herausgegeben vom Vorstand des Landesverbandes Berlin und Brandenburg im Deutschen Altphilologenverband (DAV) www.davbb.de

1. Vorsitzender: **Prof. Dr. Stefan Kipf** Humboldt Universität zu Berlin
Didaktik Griechisch und Latein · Unter den Linden 6 · 10099 Berlin
stefan.kipf@staff.hu-berlin.de
2. Vorsitzende: **StR Gerlinde Lutter** Tagore-Schule/Gymnasium, Berlin · g1lutter@aol.com
Andrea Weiner Alexander von Humboldt Gymnasium, Eberswalde
- Schriftleitung des **StD Dr. Josef Rabl**
Mitteilungsblattes: Kühler Weg 6a · 14055 Berlin · Josef.Rabl@t-online.de
- Kassenwartin: **StR Peggy Klausnitzer**
peggy.klausnitzer@t-online.de
- Beisitzer: **PD Dr. Nicola Hömke, StD Dr. Josef Rabl**
- Grafik / Layout: **Fabian Ehlers** Karlsruher Straße 12 · 10711 Berlin · fabian.ehlers@web.de

IMPRESSUM

Kühe auf dem Forum

– Von Luise Lebrecht, Gymnasium „A. von Humboldt“ Eberswalde –

Potsdam, Campus Griebnitzsee. 500 Schülerinnen und Schüler im Hörsaal, Regen und eine Lateinvorlesung. Die „Latinii“ aus 43 Brandenburger Schulen, darunter 17 vom Humboldt-Gymnasium in Eberswalde, reisten am Dienstag zum 15. Potsdamer Lateintag an. Dieser stand in diesem Jahr unter dem Motto: „Im Zentrum der Macht: Das Forum Romanum“. Der öffentliche Platz fungierte zur damaligen Zeit als Ort der politischen und religiösen Verwaltung, diente als Marktplatz und Versammlungsfläche. „Das Forum Romanum ist an jedem Tag anders“ – ständige Bauarbeiten und Veränderungen formten das Leben auf dem Symbolort, der heute nur noch einer Steinwüste gleicht. Zwar sind gewiss noch Tempelbauten und Häuser zu erkennen, sich vorzustellen, dass jener Platz früher der Anlaufpunkt in Rom, der „Stadt der sieben Hügel“ war, gestaltet sich jedoch schon schwieriger. Der Lateinunterricht, der dieses spannende Thema auch anspricht, steht jedoch zunehmend in der Kritik, da die Sprache ungenutzt scheint und ein Kulturverfall zu verzeichnen sei. Doch die Fachleute sind sich sicher: „Nichts davon ist tot.“

Aufgrund der Vielseitigkeit des historischen Denkmals wurde eine Palette an Vorlesungen und „Schnupperseminaren“ für Lehrer und Schüler angeboten – von archäologischen Erkenntnissen, über die technische und politische Veränderung Roms zwischen dem 16. und 21. Jahrhundert, bis hin zur virtual reality. Ein Forschungsprojekt der Filmuniversität Babelsberg beschäftigt sich seit diesem Jahr mit der digitalen Wiederbelebung des Platzes. Entwürfe und Videos von restaurierten Gebäuden und belebten Gängen wurden präsentiert. Um Geschichte jedoch nachvollziehen und erlebbar machen zu können, sind Sprachverständnis und Quellenarbeit von enormer Bedeutung. Um die Arbeitstechniken an der Universität zu erlernen, wurden im Anschluss an diese Vorträge verschiedene Seminare zur Textarbeit angeboten. Egal ob Caesars Leichnam, Kühe auf dem Forum oder politische Debatten – die Schüler konnten über den ganzen Tag hinweg, beispielsweise im Gespräch mit den Dozenten, ein Gefühl für das Studentenleben entwickeln: Abschalten in der Vorlesung, Mittagessen in der Mensa und Zurechtfinden auf dem Campus inklusive.



15. Potsdamer Lateintag am 1.10.2019



PD Dr. Ute Tischer
(Klass. Philologie, UP)





Im Zentrum der Macht: Forum Romanum

15. Potsdamer Lateintag an der Universität Potsdam,
Campus Griebnitzsee 01.10.2019

- 09.15 Uhr** Begrüßung für Lehrer und Schüler
Prof. Dr. Hans-Georg-Wolf
(Dekan Philosophische Fakultät UP)
Raum: Haus 06.HO5
- 09.25 Uhr** Begrüßung für Lehrer und Schüler
PD Dr. Ute Tischer (Klass. Philologie, UP)
Raum: Haus 06.HO5
- 09.40 Uhr** Forum Romanum. Der Wandel der Architektur für Lehrer und Schüler
zwischen Republik und Kaiserzeit als Spiegel
der politischen Entwicklung Roms PD Dr. Jon Albers
(Klass. Archäologie, Bonn) Raum: Haus 06.HO5
- 10.20 Uhr** Das Forum Romanum im 20. Jahrhundert für Lehrer und Schüler
archäologische Untersuchungen, urbanistische Pläne und
politische Inanspruchnahmen
Prof. Dr. Filippo Carlà-Uhink (Alte Geschichte, UP)
Raum: Haus 06.HO5
- 10.55 Uhr** Pause, Bücherstand, Infotisch zum Studium
Klassische Philologie/Latein
- 11.25 Uhr** Virtual History – Das Forum Romanum in VR. für Lehrer und Schüler
Ein Forschungsprojekt der Filmuniversität Babelsberg
Sylvius Lack und Jan Reimann
Raum: Haus 06.HO5

12.00 Uhr Mittagspause

- 13.00 Uhr** Wahlveranstaltungen: Schnupperseminare zum (nach Anmeldung)
Umgang mit antiken Texten
- Warum Caesars Leichnam auf dem Forum für Lehrer und Schüler
verbrannt wurde – das Forum Romanum als Ort
der römischen Emotionsgeschichte
Dr. Eike Faber (Alte Geschichte, UP)
Raum: Haus 06.S.13
- Eklat auf dem Forum Romanum – die Affäre um Caesar für Schüler (und Lehrer)
und den Staatsschatz im Tempel des Saturn
Marcella Heger (Weinberg-Gym. Kleinmachnow)
Raum: Haus 06.S.17
- Restauration und Ruinen: für Lehrer und Schüler
das Forum Romanum in der Spätantike
Dr. Hedwig Schmalzgruber (Klass. Philologie, UP)
Raum: Haus 06.S.14
- How to become famous – das Forum Romanum für Schüler (und Lehrer)
als Raum politischer Debatten
Marc Tipold (Alte Geschichte, UP)
Raum: Haus 06.S.18
- Kühe auf dem Forum! Rom aus der Perspektive des Aeneas für Schüler (und Lehrer)
PD Dr. Ute Tischer (Klass. Philologie, UP) Raum: Haus 06.S.19
- Korruption auf dem Forum Romanum – Skandal für Schüler mit
um Verres und den Dioskuren-Tempel Dr. Alexandra Forst Interesse am Studium
(Klass. Philologie, UP) Klass. Philologie/Latein
Raum: Haus 06.S.15
- Wer hat Angst vor der GOSTV? – Forum zur für Lehrer
gegenwärtigen Situation des Lateinunterrichts
angesichts der neuen Oberstufenverordnung Marvin Müller
(Ev. Domgym. Brandenburg/Potsdam)
Raum: Haus 06.S.16

14.15 Uhr Ende

Lateintag über Spottepigramme und lateinische Graffiti für Lehrkräfte in Berlin und Brandenburg

Samstag, 2. November 2019 von 10 bis 14 Uhr

Treffpunkt Klett Berlin
Mittelstraße 62
10117 Berlin

Referent: Dr. Karl-Wilhelm Weeber



Programm:
09.30–10.00 Uhr: Ankommen und Begrüßungskaffee

10.00–11.15 Uhr: **Veranstaltung I:** Vorsicht, Arzt! – Martials Spottepigramme auf Ärzte

Heute Leichenträger und gestern noch Arzt, vor kurzem noch Mediziner und jetzt Gladiator? Solche merkwürdigen Arzt-„Karrieren“ und fragwürdiges medizinisches Ethos nimmt Martial mit bissigem Spott aufs Korn – und mithilfe einer wunderbaren Pointentechnik, bei der Stilmittel für Schülerinnen und Schüler anschaulich erfahrbar werden. Das Referat behandelt die Arzt-Epigramme Martials mit philologischem und kulturgeschichtlichem Schwerpunkt. Es zeigt auch einen bedenklich „liberalisierten“ Mediziner-„Markt“ auf, der keinerlei staatlicher Regulierung unterlag und Scharlatane hervorbrachte, die medizinische Errungenschaften diskreditierten und griechische Medizin in Verruf brachten. Liegt in Martials Ärztekritik Aktualisierungspotenzial? Auch darüber kann in einer einschlägigen Unterrichtsreihe kontrovers diskutiert werden.

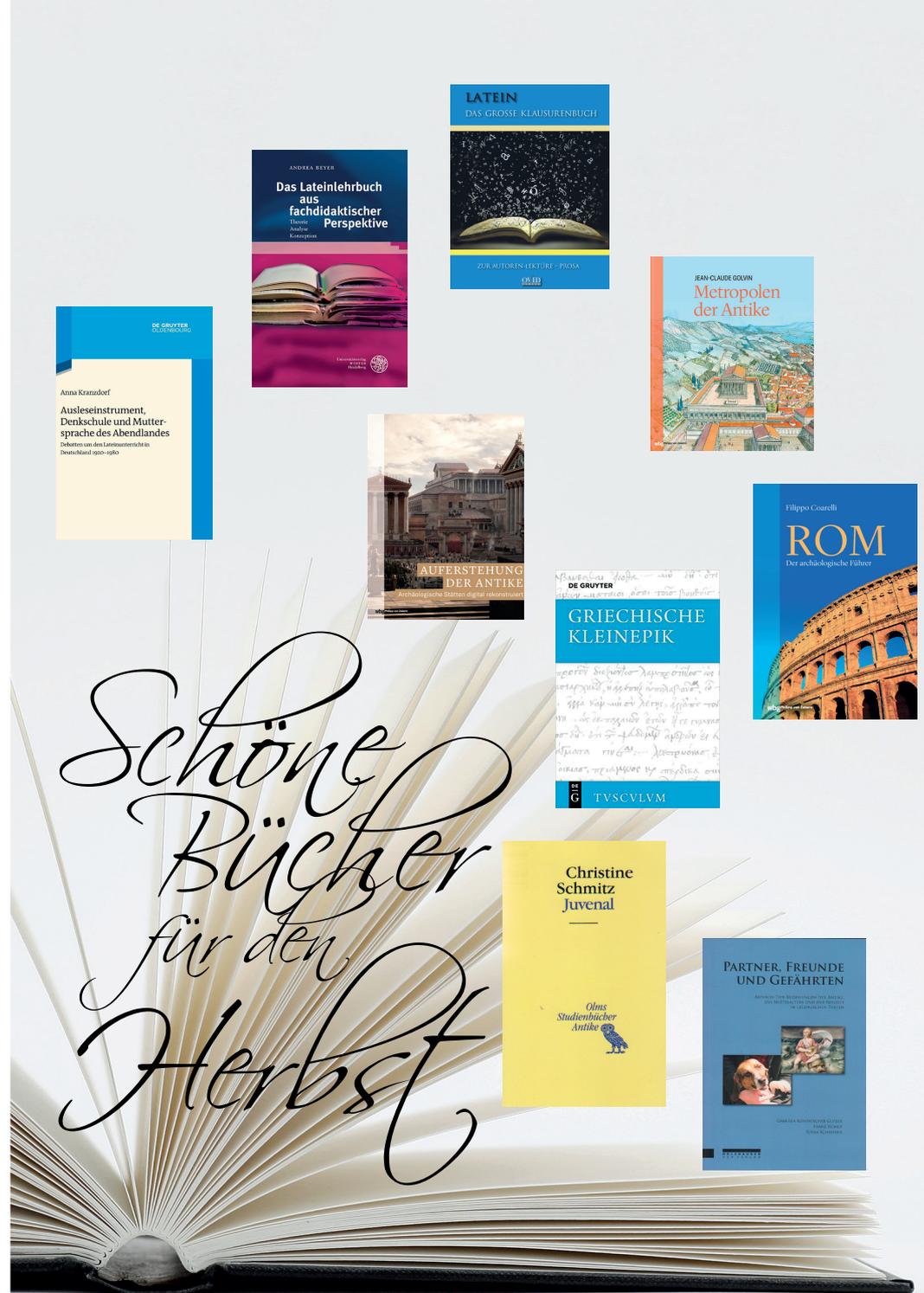
11.15–11.30 Uhr: Ein Blick in die Pontes-Werkstatt

11.30–12.30 Uhr: Pause mit Imbiss

12.30–14.00 Uhr: **Veranstaltung II:**

Virum nolo vendere meom – Frauen in pompejanischen Graffiti und Dipinti

Im Referat soll nach einer kurzen Einführung in den Komplex „lateinische Graffiti“ zunächst das einschlägige Material gesichtet werden: Wo tauchen Frauen auf, welche Rollen spielen sie? Gibt es überhaupt weibliche Graffiti-Schreiberinnen? Während sich im Graffiti-Bereich erwartbare Annahmen weitgehend bestätigen, stoßen wir bei den Wahlschriften (Dipinti) auf einen außergewöhnlichen Befund: Frauen bringen sich ziemlich massiv in den Wahlkampf ein, obwohl sie selbst kein Stimmrecht haben. Im Handout wird Material bereit gestellt, das sich auch unterrichtlich einsetzen lässt.

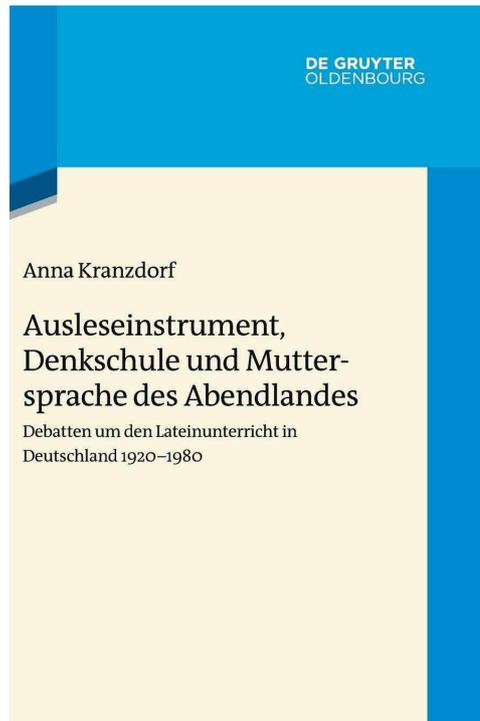


Kranzdorf, Anna: Ausleseinstrument, Denkschule und Muttersprache des Abendlandes.

Debatten um den Lateinunterricht in Deutschland 1920-1980, (Wertewandel im 20. Jahrhundert, Band 5, hrsg. von Andreas Rödder), De Gruyter / Oldenbourg, Berlin / Boston 2018, ISBN 978-3-11-042602-1, 64,95 €

Die vorliegende Arbeit wurde im September 2016 vom Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz als Dissertation angenommen (Erstgutachter: Andreas Rödder, Zweitgutachterin: Christine Walde). Methodisch inspiriert ist sie von der Mainzer Historischen Wertewandelforschung, die sich durch lange diachrone Perspektiven, das Arbeiten mit Fallbeispielen und einer diskursanalytisch-qualifizierenden Vorgehensweise definiert. Anna Kranzdorf studierte von 2006 bis 2011 Geschichte und Latein. Von 2011 bis 2016 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neueste Geschichte. 2014 war sie kurzzeitig Stipendiatin am Deutschen Historischen Institut in London. Seit Juli 2016 hat sie die Aufgabe der Persönlichen Referentin des Präsidents der Uni Mainz inne.

Der Titel „Ausleseinstrument, Denkschule und Muttersprache des Abendlandes. Debatten um den Lateinunterricht in Deutschland 1920–1980“ nennt die zentralen Argumentationsebenen. Es handelt sich also nicht um eine fachdidaktische Arbeit. Die Autorin geht vielmehr Fragen nach wie: „Wie und warum kamen Veränderungen in Hinblick auf den Lateinunterricht zustande? Handelt es sich dabei um Spezifika des Lateinunterrichts oder sind es übergreifende Mechanismen, die sich auf die Entwicklungen im höheren Bildungswesen übertragen lassen? Welche Rolle spielen dabei gesellschaftliche Leitvorstellungen?“ (S. 13). Die ausgesuchten Fallbeispiele (etwa der Tutzingener Maturitätskatalog aus den



1950er Jahren, S. 247ff. oder der „Kampf um das humanistische Bildungsideal“, S. 273 ff, oder das Hamburger Abkommen von 1964, S. 296 ff. oder der Strukturplan und die Oberstufenreform von 1972, S. 306 ff.) werden unter folgenden Leitfragen untersucht: „Welche Akteure versuchen (mit welchen Argumenten) Einfluss auf die Diskussion zu nehmen? Wer kann sich durchsetzen? Lassen sich Mechanismen der Auseinandersetzung feststellen? Mit welchen Argumenten wird dabei für oder gegen den altsprachlichen Unterricht argumentiert“ (S. 21). Dieser historische Ansatz, die Fülle der verarbeiteten Archivquellen (399ff) sowie der publizierten Quellen (402 ff.) und der Fachliteratur (414–434) ergeben einen ergiebigen Befund. Auf nahezu jeder Seite stößt der Leser auf Momente, die den Lateinunterricht mehr oder weniger geprägt haben oder noch wesentlich prägen, die nachwirken, die sein Erscheinungsbild bestimmen oder denen man gerne ent-

kommen möchte. Als wichtiger Akteur wird auch der DAV in den Blick genommen (Gründungsversammlung am 6. April 1925) und kritisch gewürdigt (98–114. 173. 331–365 et passim).

Die Untersuchung wurde über einen Zeitraum von 60 Jahren, von 1920 bis 1980, ausgedehnt, „um Kontinuitäten und Wandel in Bezug auf die Rolle des Lateinunterrichts aufzeigen zu können. Die Untersuchung von der Weimarer Republik über den Nationalsozialismus bis in die 1970-er Jahre der Bundesrepublik ist besonders reizvoll, da drei unterschiedliche politische Systeme betrachtet werden. Trotz sich wandelnder gesellschaftlicher Leitbilder und trotz unterschiedlicher Akteure blieben das Gymnasium und der altsprachliche Unterricht bestehen“ (S. 16). Eine Konzentration auf wenige Länder war allerdings unumgänglich, da Bildungspolitik traditionell Sache der Länder ist und eine enzyklopädische Vollständigkeit zur Entwicklung des altsprachlichen Unterrichts den Rahmen gesprengt hätte. Zwar soll einem gesamtdeutschen Diskurs nachgespürt werden, exemplarisch dafür aber werden die Länder Preußen bzw. Nordrhein-Westfalen und Bayern herangezogen (S. 18). Eine weitere Vergleichsperspektive ist der Blick in das westeuropäische Ausland: Mit dem Blick auf England sollte der Blick auf die deutschen Spezifika geschärft werden (vgl. 19ff.). In den Blick kommen dabei auch die wichtigsten Pressure Groups für den altsprachlichen Unterricht, die Lehrerverbände und seit seiner Gründung 1925 der Deutsche Altphilologenverband, daneben als weitere Akteure die Kirchen, Universitäten und die Ministerialbürokratie; wenigstens exemplarisch begegnen auch die Positionen des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbands und der Vertreter des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts.

Kernstück der Arbeit ist eine hermeneutische Quellenanalyse auf drei Ebenen, der politisch-institutionellen, der fachwissenschaftlich-didaktischen und der lebensweltlich-praktischen. Dazu

war ein intensives Aktenstudium in vielen Archiven und Ministerien erforderlich (S. 24f.). Eine wichtige Rolle spielen auch die Auswertung von Zeitschriften verschiedener Lehrerverbände sowie der Publikationen von Einzelpersonen, die mit ihren Schriften Einfluss auf den altsprachlichen Unterricht oder das höhere Schulwesen genommen haben, etwa Werner Jaeger, Josef Schnippenkötter, Wilhelm Flitner, Theodor Litt, Adolf Bohlen, Hellmut Becker oder Hartmut von Hentig (vgl. 3.3. Experten als neue Akteure und der Sieg der Reformpädagogen, 311 ff.).

Anna Kranzdorf gibt im Rahmen der Einleitung einen knappen Überblick über den Forschungsstand. Dabei betont sie, dass auch die ausführlichen Analysen fachdidaktischer Konzepte, Lektürekannons oder Lehrbücher für Ihre Arbeit eine wichtige Grundlage darstellen. „Für die geschichtliche Entwicklung des altsprachlichen Schulunterrichts und die Entwicklung seiner Didaktik sind vor allem die Arbeiten der beiden Berliner Altphilologen und altsprachlichen Didaktiker Andreas Fritsch und Stefan Kipf herauszustellen“ (S. 26). Daneben nennt sie u.a. auch die unterhaltsam und anregend zu lesenden Gesamtdarstellungen über die Geschichte der lateinischen Sprache von Jürgen Leonhardt und Wilfried Stroh – moniert allerdings etwas überkritisch, solche Darstellungen dienen eben auch zur eigenen beruflichen Legitimierung und dem Nachweis des Existenzrechts des eigenen Fachs (S. 27).

In drei großen Kapiteln „Die Weimarer Republik“ (29–149), „Die Zeit des Nationalsozialismus“ (151–214) und „Die Bundesrepublik Deutschland“ (215–389) werden die Entwicklungen und die Einwirkungen auf Schule und altsprachlichen Unterricht untersucht und die Abläufe dargestellt, zum Schluss jedes Kapitels jeweils in einem Zwischenfazit auf den Punkt gebracht. In einem gesonderten Fazit (391–398) stellt sie die These auf, dass man die Geschichte des altsprachlichen Unterrichts im Allgemeinen und des Lateinunter-

rechts im Besonderen als „Verlustgeschichte“ erzählen könne (er habe über die Jahrzehnte zwei Drittel seiner Wochenstunden eingeübt und sei vom unausweichlichen Abiturfach zum Wahlfach auf der gymnasialen Oberstufe „degradiert“ worden). „Allerdings kann man diese Geschichte in Deutschland auch als Erfolgsgeschichte erzählen: Gerade das Fach Latein konnte sich über viele politische und kulturelle Umbrüche hinweg als festes Unterrichtsfach an deutschen Schulen halten und ist bis heute diejenige Fremdsprache, die Schüler am dritthäufigsten lernen. Gerade im Vergleich zu England, wo die alten Sprachen als Fremdsprache kein Bestandteil des offiziellen Lehrplans mehr sind, tritt diese Besonderheit hervor“ (391).

Die Autorin konstatiert: „Diskursiv machte sich ein permanentes Krisenempfinden bezüglich des altsprachlichen Unterrichts sowie des Gymnasiums im Allgemeinen bemerkbar. Allerdings sorgte diese Kontinuität des Krisenempfindens dafür, dass umtriebige und kreative Fachdidaktiker eine fast stetige Erneuerung des altsprachlichen Unterrichts betrieben. Auf Kritik konnte daher meist souverän reagiert werden“ (392). Weiter: „Der altsprachliche Unterricht erwies sich in seiner Selbstlegitimation als äußerst flexibel. Zu seiner Rechtfertigung wurde eine Vielzahl von Argumenten angeführt, die, je nachdem welche gesellschaftliche Leitvorstellung gerade vorherrschend war, fast beliebig einmal stärker, einmal schwächer betont werden konnten. In der Weimarer Republik war dabei das Leitbild des „Nationalen“ dominant, dem sich die Fremdsprache Latein dahingehend anpasste, dass jede Lateinstunde auch eine Deutschstunde sei, weil die Beschäftigung mit der antiken Sprache auch die Muttersprache schule. Selbst für die rassistisch-völkischen „Ideale“ des Nationalsozialismus fand vor allem der Lateinunterricht passende Argumentationsstrategien. Von der Blutsverwandtschaft der Griechen mit den Germanen bis hin zur disziplinierende Wirkung des Lateinunterrichts wurden Argumente angeführt, die aus dem

idealistisch-intellektuellen Gymnasialfach ein strammes nationalsozialistisches Erziehungsinstrument machten. In der Nachkriegszeit erhielt die lateinische Sprache seine ideelle Bedeutung als „Spenderin ewig gültiger Werte“ zurück und wurde als „Muttersprache des Abendlandes“ das Fach der neuen gesellschaftlichen Leitvorstellung, des „Christlichen Humanismus“. Eine in diesem Geist erzogene Elite sollte die junge Bundesrepublik vor erneuter Barbarei bewahren. Kaum 15 Jahre später machte das Fach Latein eine weitere argumentative Metamorphose durch: Chancengleichheit und Pluralismus als neue gesellschaftliche Leitvorstellungen bescherten dem Lateinunterricht seine größte Sinnkrise und zwangen seine Vertreter zu einer grundlegenden Neuaufstellung. Es geriet nämlich ein Argument in Verruf, das von den 1920-er bis in die 1950-er Jahre immer wieder für den Lateinunterricht bemüht worden war: das Argument, dass das anspruchsvolle Fach Latein ein hervorragendes Instrument zur Auslese sei. ... Aber auch hier hatten die Altphilologen neue Argumente bereit. Latein sei genau das richtige Fach für die „gymnasialferne“ Bevölkerungsschicht“, weil es „die milieubedingten Sprachbarrieren“ abbauen helfe. Diese bewusste Imageänderung des Lateinunterrichts stellte einen wirklichen Bruch dar. ... Wichtig ist darüber hinaus, dass Latein- und Griechischunterricht fremdsprachlicher Unterricht blieb. Zwar wurde die kulturkundliche Komponente im Unterricht gestärkt, aber die Fähigkeit, aus der fremden Sprache zu übersetzen, blieb das eigentliche Ziel des Unterrichts. Die Vorstellung, dass das Sprachen Erlernen auch an Strukturen und nicht nur durch Nachahmen möglich und sinnvoll sei, war dabei maßgeblich an die Theorie der formalen Bildung geknüpft. Eine Bildungstheorie, die auf Wilhelm von Humboldt zurückzuführen ist und vor allem in Deutschland trotz vielerlei Kritik gerade aus Amerika immer wieder von deutschen Altphilologen erneuert und angepasst wurde“ (393ff).

Die flüssig geschriebene, faktenreiche, übersichtlich gegliederte Arbeit von Anna Kranzendorf analysiert, wie Veränderungen und Reformen im Bildungswesen zustande kamen, welche Akteure maßgeblich beteiligt waren und welche Rolle dabei gesellschaftliche Werte einnahmen. Der Wandel des Unterrichtsfach Latein über die Jahrzehnte wird lebendig und gut nachvollziehbar dargestellt. Anna Kranzendorf reiht die Monita der Kritiker des Lateinunterrichts auf, beschreibt den Wandel des Fachs und erzählt durchaus eine Erfolgsgeschichte der Alten Sprachen, die sich während all der tiefgreifenden Umwälzungen des 20. Jahrhunderts immer wieder von Neuem den veränderten Bedingungen anzupassen, Reformen zu realisieren und sich so in der deutschen Bildungslandschaft zu behaupten wussten. Aus

der vorliegenden Untersuchung wird klar, dass dies vor allem der Reformbereitschaft der betroffenen Lehrpersonen, namentlich auch im DAV, zu verdanken ist. Die Arbeit schließt nahtlos an das Buch Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II. (Köln 2001) von Manfred Fuhrmann an, als Fortsetzung empfiehlt sich in gewisser Weise das Buch von Stefan Kipf: Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland. Historische Entwicklung, didaktische Konzepte und methodische Grundfragen von der Nachkriegszeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts (Bamberg 2006), obgleich es schon spannend gewesen wäre, hätte Anna Kranzendorf den zeitlichen Rahmen ihrer Forschungsarbeit bis in die Gegenwart ausgedehnt.

Beyer, Andrea: Das Lateinlehrbuch aus fachdidaktischer Perspektive. Theorie – Analyse – Konzeption, Universitätsverlag Winter, Heidelberg (Sprachwissenschaftliche Studienbücher, 1. Abteilung), 419 Seiten, 85 Abb., 44 Tab. 2018, ISBN: 978-3-8253-6971-2, 39,00 €

Können Sie sich das ideale Lateinlehrbuch vorstellen? Haben Sie schon einmal mit einem Lehrbuch gearbeitet, das Ihrem Ideal nahe kam? – In allen meinen in 35 Jahren benutzten Lehrbüchern quasi den maximalen Grad an Perfektion entdecken zu wollen, kam mir nie in den Sinn, Meine Neugier richtete sich auf die Auswahl solcher Lesetexte, die ich selbst originell und interessant fand (so dass es sich lohnt, dafür Lebenszeit zu investieren) und die natürlich und primär jungen Leuten etwas sagen sollen, auf geeignete Abbildungen, attraktive Informationstexte, auf genügend Übungsmaterial unterschiedlichster Art, auf die für meine Klientel passende Dosis an Lernvokabeln und Grammatikpensen und nicht zuletzt auf eine individuelle Handschrift des Herausgebers. Meine Erfahrung ist, dass ich nach sieben Jahren, nach denen ich vielfach das Lehrbuch wechselte, meist den Eindruck hatte und es bedauerte, immer noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft zu haben, welche die Autoren eingebaut hatten. Dennoch war der Neuanfang mit einem Titel der jeweils jüngsten Lehrbuchgeneration regelmäßig inspirierend und belebend, weil er Neues bot und mich veranlasste, die Rolle dessen, der die Lern- und Übungsangebote, neue Themen und Texte der jeweiligen neuen Generation von Schülerinnen und Schülern präsentiert und schmackhaft macht, engagiert zu übernehmen. Varietas delectat!

Kollegen waren da bisweilen anderer Meinung, sie verwiesen auf die mühsam erstellten Klassenarbeiten, Tests und bewährte Arbeitsbögen, die sich in ihrem PC über die Jahre angesammelt hatten und erkannten im neuen Lehrbuch immer



wieder mal Schwächen der unterschiedlichsten Art, die ihnen den Umstieg verleideten, tendierten also wie in anderen Fächern auch zum status quo. Unstrittig ist, dass ein gutes Lateinlehrbuch für einen über mehrere Jahre voranschreitenden Unterricht (der häufig auch schon nach der Lehrbuchphase endet) ein unverzichtbares und in vieler Hinsicht entscheidendes Instrument ist. Grundlegend sind denn auch die Fragen, die Andrea Beyer in ihrer Berliner Dissertation „Das Lateinlehrbuch aus fachdidaktischer Perspektive“ stellt: „Wie sind Lateinlehrbücher strukturiert? Erfüllen sie ihre Funktion? Berücksichtigen sie die fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Konzepte, um ihrer Rolle als Leitmedium des Lateinunterrichts gerecht zu werden?“

Ich beginne ganz hinten in dem recht umfangreichen (und für mich im Bereich Lehrbuchtheorie und Kompetenzorientierung sehr anspruchsvollen) Buch: auf Seite 407–419 findet man in einem Anhang „Qualitätsstandards von Lehrwerken und Lehrbüchern“ inclusive solcher für elektronische Komponenten (410f). Sehr umfassend ausgefallen, hilfreich und positiv zu bewerten ist namentlich der Teil V: Schlussfolgerungen.(321-378). Im ersten Teil werden dort die Voraussetzungen dargestellt, die als äußere, d.h. in Form von marktwirtschaftlichen Rahmenbedingungen sowie (schul-) politischen Vorgaben, und innere Einflüsse, d.h. fachspezifische Anforderungen,

auf die Konzeption von Lateinlehrbüchern einwirken. Im zweiten Kapitel von Teil V schließt Andrea Beyer eine Darlegung der Theorie zur Konzeption eines Lateinlehrbuches an (zentrale Bestandteile, Strukturierung, Qualitätskriterien) und diskutiert die Frage, über welche Fähigkeiten Entwickler von Lateinlehrbüchern verfügen sollten. In einem weiteren Teil stellt sie eine Handreichung vor (Abschnitt 7.3, S. 360-375) mit ausführlich formulierten Qualitätsstandards, die bei der Konzeption eines Lateinlehrbuches beachtet werden sollten. In einem letzten Abschnitt diskutiert die Autorin die Frage, ob die entwickelte lateinspezifische Lehrbuchtheorie auf andere Schulfächer übertragen werden und welche Bedeutung dieser Arbeit für die zukünftige Entwicklung von Schulbüchern zukommen kann.

Bei all diesen Schlussfolgerungen bleibt die Autorin auf dem Boden der steinigen Wirklichkeit und konzidiert, dass sich die Macher der Lateinlehrbücher durchaus viel Mühe geben, um moderne, d.h. den vielseitigen Anforderungen entsprechende Lateinbücher zu entwickeln. Sie registriert auch positiv, dass es auf dem Markt eine erfreuliche Anzahl solcher (neuer) Titel gibt, auch wenn die Zahl der „Lateinverlage“ geringer geworden ist.

Angesichts der Komplexität der Kriterien für ein Lateinlehrbuch heute spricht Andrea Beyer sich letztlich für eine personelle Aufstockung der Lehrbuchredaktionen aus – mit folgender Begründung: „Auch wenn die Einzelergebnisse im Verlag zusammengeführt, redigiert und auf Konformität mit den Rahmenlehrplänen geprüft werden, so fehlen doch offensichtlich eine interdisziplinäre, fachwissenschaftliche, fachdidaktische und/oder bildungswissenschaftliche Betreuung und einheitliche, objektiv überprüfbare Vorgaben, die über etwaige inhaltliche Absprachen und Festlegung der Seitenstruktur hinausgehen. Dementsprechend werden die Mitarbeiter an einem neuen Lateinbuch auf das zurückgreifen, was sie kennen und erfolgreich im Unterricht einsetzen, so dass sich aus dieser auf Erfahrung beruhenden

Tradition heraus ein Kanon der Inhalte, Übungen und Methoden manifestiert. Den Entwicklern fehlen also Zeit, Wissen und Gelegenheit, grundsätzlich vorhandene Strukturen in der Form in Frage zu stellen, ob neuere Entwicklungen, wie beispielsweise die Kompetenzorientierung, mit dem Vermittlungskonzept eines Lehrbuches kompatibel sind. So entsteht der Eindruck, dass Lateinbücher quasi nach jeder (schulpolitischen) Vorgabe 'repariert' werden und ihnen keine theoretischen Konzepte zugrunde liegen“ (S. 319).

Das klingt im Prinzip plausibel, spontan fällt mir dazu nur ein, dass solche Praxis leicht das Verlagsbudget sprengen könnte, dass – wie man so sagt – „(zu) viele Köche den Brei verderben (versalzen)“ (das sagt etwa eine Untersuchung aus den USA über die Qualität von Wikipedia-Einträgen), entscheidender vielleicht noch, dass die mit einem (radikal neuen) Lehrbuch arbeitenden Lehrkräfte auch fachdidaktisch und fachwissenschaftlich mitgenommen sein wollen. Vielleicht ist ja eine gewisse Reserve gegenüber der schulpolitischen Innovationswut angebracht, mitunter haben sog. Innovationen ihren Zenit längst überschritten, wenn sie via Lehrbuch ihren Weg in die Schule gefunden haben, oder sind bereits wieder revidiert. Ein Blick in die sehr lange Geschichte des lateinischen Lehrbuchs könnte wohl auch zeigen, dass nicht alles neu ist, was als neu deklariert wird, und dass im Blick zurück manches Zukunftsträchtige zu entdecken wäre. Aber das ist nicht die Intention der Autorin und natürlich finde ich die Idee von Andrea Beyer zur Zusammensetzung einer Lehrbuchredaktion schlüssig, man sollte sie durchaus in Reinkultur ausprobieren (die 1980 erschienene Grammatik von Hans-Joachim Glücklich, Rainer Nickel und Peter Petersen, Interpretatio. Neue Lateinische Textgrammatik, Verlag Ploetz, Freiburg/Würzburg halte ich im Ergebnis für solch ein bemerkenswertes Produkt, meine Lieblingsgrammatik! Ob sie in größerem Maß Eingang in den Unterrichtsalltag gefunden hat, kann ich nicht beurteilen.). Nach Auskunft von Maren Saiko (Verlag C.C. Buchner) würden über-

dies an Lehrbüchern ohnehin „oft bis zu 20–25 Personen oder mehr arbeiten: Praktiker aus Schule und anderen Bildungseinrichtungen, Lektoren, Textredakteure, Bildredakteure, Grafiker“ (319, Anm. 773), sicherlich auch Programmierer und IT-Spezialisten. Ich persönlich würde es allerdings sehr ungern sehen, wenn erfahrene Praktiker aus dem Schulbetrieb ersetzt würden durch ein Heer von Spezialisten unterschiedlichster Provenienz. Erwähnt wurde schon, dass Andrea Beyer im Teil V: Schlussfolgerungen mit diversen Katalogen von Qualitätsstandards aufwartet, die freilich nicht hierarchisiert und in ihrer Wichtigkeit gewichtet sind, was ja auch gar nicht ginge. Wie kommt die Autorin zu diesen sehr umfassenden Schlussfolgerungen? Durch ein sehr ambitioniertes, sehr aufwendiges Forschungsdesign, das sie folgendermaßen skizziert:

„Dem Lehrbuch kommt insgesamt die zentrale Rolle im (Schul-) Alltag eines Lernenden zu, da es nicht nur den einzelnen Fachunterricht, sondern auch seinen Umgang mit Büchern generell prägt und damit sogar seine Einstellung zum lebenslangen Lernen beeinflusst. Umso wichtiger erscheint es, dass die omnipräsenten Lehrbücher hohe Qualitätsstandards erfüllen und bestmöglich konzipiert, gestaltet und produziert werden. Doch stellt sich die Frage, woran sich ggf. die Qualität eines Lehrbuches feststellen lässt. Erstaunlicherweise sind nur verstreute Aussagen dazu zu finden, wie ein gutes – doch was meint dies? – Lehrbuch beschaffen sein soll. Offensichtlich fehlt es an einer umfassenden, fächerübergreifenden theoretischen Darstellung zur Konzeption von Lehrbüchern. Aus diesem Forschungsdesiderat leitet sich das Ziel dieser Arbeit ab: Es soll eine Theorie zur Konzeption von Lehrbüchern für den Lateinunterricht entwickelt werden. Um sich diesem Ziel anzunähern, wird die theoretische Lehrbuchforschung mit einer umfangreichen Dokumentenanalyse (Untersuchung von acht Lateinlehrbüchern) und einer empirischen Studie (Befragung) im Sinne einer Methodentriangulation verknüpft.

Dementsprechend erfolgt im ersten Teil der Arbeit eine umfassende theoretische Fundierung hinsichtlich des Konzepts Lehrbuch im Allgemeinen, des sprachlichen Fokus' von Lehrbüchern (Texte, Standardsprache, wichtige sprachliche Kompetenzen) und der in Lehrbüchern verwendeten Aufgaben resp. Übungen. Nach einer zunächst allgemein orientierten Darstellung wird jeder Schwerpunkt aufgrund des Zieles der Arbeit in Beziehung zum Lateinunterricht gesetzt. Im darauffolgenden zweiten Teil wird das Forschungsdesign vorgestellt, in dessen Rahmen u.a. eine Formel zur Bestimmung der Lesbarkeit eines lateinischen Textes entworfen wird. Anschließend werden im dritten Teil die Analyseergebnisse der acht untersuchten Lateinlehrbücher sowie die Befragungsergebnisse vorgestellt, um im nächsten Teil der Arbeit ausgewertet und zusammengefasst zu werden. Auf der Basis der vorausgegangen Teile wird schließlich im letzten Teil der Arbeit eine Theorie zur Lateinlehrbuchkonzeption entworfen, die durch eine Handreichung für Lehrbuchentwickler konkretisiert wird“ (Einleitung, S. 15).

Wer sich in Zukunft mit Lateinlehrbüchern befasst, kommt um die Forschungsergebnisse von Andrea Beyer nicht herum. In meinem Bücherregal bekommt ihr Buch den Platz neben der Dissertation von Karl-Heinz Graf von Rothenburg/Rubricastellanus: Geschichte und Funktion von Abbildungen in lateinischen Lehrbüchern. Ein Beitrag zur Geschichte des textbezogenen Bildes (= Prismata. Band 18). Verlag Lang, Frankfurt 2009, Ein weiteres zukunftsträchtiges Forschungsfeld nennt Andrea Beyer: fachdidaktische Untersuchungen zu elektronischen Komponenten im Lateinunterricht.

Friedrich Maier, Rudolf Hennebühl, Das große Klausurenbuch zur Autorenlektüre (Prosa), Ovid-Verlag, Bad Driburg 2018, 212 Seiten, ISBN: 978-3-938952-34-4, 22,- €

Das von Friedrich Maier und Rudolf Hennebühl verfasste Buch „Latein – Das große Klausurenbuch. Prosa 2018“ dient als neue Möglichkeit für Studierende, die sich auf ihr Ergänzungslatinum an der Hochschule vorbereiten möchten. Da dieses Buch laut Einführung „an Schule und Universität gleichermaßen verwendbar“ ist, wird im Folgenden die Eignung für die Praxis – im universitären Propädeutikum – im Detail diskutiert. Da die Lektürephase an den heutigen Universitäten meistens auf ein Semester beschränkt wird, ist dieses Buch grundsätzlich für ein Selbststudium ergänzend zu den regulären Veranstaltungen geeignet. Es enthält detaillierte Erklärungen der Gebrauchsmethodik und ist so gestaltet, dass es für die Benutzerinnen und Benutzer auch ohne Erläuterungen der Lehrpersonen jederzeit problemlos verwendbar ist. In jeder Lektion erfolgt zunächst die „grammatische Vorentlastung“ auf der rechten Seite, die die „im Prüfungstext einschlägigen“ Schwerpunkte umfasst. Ein kleiner V-Text auf der linken Seite dient dann der praktischen Wiederholung der Grammatik, und ein längerer T-Text darunter vom Niveau und Format einer Klausur schließt die Lektion ab. Auf diese Weise werden die Studierenden sowohl auf der theoretischen Ebene immer wieder mit der Grammatik konfrontiert als auch auf der praktischen Ebene in Bezug auf das Übersetzen trainiert. Beide Prozesse sind immer eng miteinander verbunden. Schließlich sind im hinteren Teil des Buches die Lösungen zu den lateinischen Texten beigelegt – ebenfalls ein benutzerfreundlicher Gestaltungspunkt. Die Positionen von Texten und Grammatik hätten vielleicht eher in vertauschter Reihenfolge geboten werden können. Doch lässt sich dies auch individuell jeweils so praktizieren.



Die Anzahl der Texte mit insgesamt 60 Lektionen ist absolut ausreichend für die Vorbereitung auf das Lateinum, denn dafür brauchen die Studierenden eines immer noch am meisten: echtes Übersetzungstraining. Die Einteilung des Stoffes in Lektionen ist auch der planmäßigen Vorbereitung dienlich. Zudem sind Texte verschiedener Autoren, Perioden, und Gattungen ausgewählt und nach Epoche sowie auch nach Niveau geordnet. Der Fokus liegt dabei immer auf den klassischen Schriftstellern: Cäsar und Cicero, auch Seneca ist vielfach vertreten. Aber auch kirchliche Autoren, z. B. Augustinus, und die Humanisten, z. B. Erasmus, sind in die Textsammlung mit aufgenommen, so dass die Studierenden ein vollständigeres und diachrones Bild der Entwicklung der lateinischen Sprache erhalten. Zu jedem der Autoren finden sich im vorderen Teil des Buches zudem kurze Informationstexte.

Zwei Probleme für Studierende deuten sich an. Zum einen umfasst der Text einer universitären Lateinum-Klausur ca. 180 Wörter, aber der T-Text im Buch immer nur ca. 100 Wörter, d. h. die Länge ist den Universitätsbedürfnissen nicht zielgenau angepasst. Hier empfiehlt es sich, seinen vorbereitenden Prüfungstest jeweils auf zwei T-Texte festzulegen. Da das Propädeutikum für das Ergänzungslatinum normalerweise schon zu Beginn der Universitätskurse auf ein bestimmtes Thema aus Philosophie, Historiographie oder Rhetorik beschränkt wird, erscheint hier die individuelle Auswahl aus solchen zahlreich angebotenen Texten geboten.

Als weiterer Vorzug des Klausurenbooks erweist sich: Alle wichtigen grammatischen Punkte werden so kurz, aber auch so klar wie möglich beschrieben, z. B. Nebensätze, der Konjunktiv, schwierige Kasus und infinite Verbalkonstruktionen. Dadurch, dass der Stoff immer wiederholt wird, verbessern sich die Sprachkenntnisse der Studierenden, und ein zusätzlicher Teil der Grammatik-Lernhilfe ist im hinteren Teil des Buches auf einigen Seiten zusammengefasst. Allerdings könnten die Verwendungen, vor allem die der Verbalkonstruktionen und der Nebensätze, noch detaillierter beschrieben werden, denn diese stellen für die Studierenden immer ein besonderes Problem dar. Die farbliche Gestaltung des Buches kann für Studierende irritierend wirken.

Die hellen, bunten Farben Rot, Blau und Grün, in Text und Bild verwendet, stiften womöglich Verwirrung. Bloßes Schwarz-Weiß wäre da günstiger. Allerdings ist das Buch ja auch für Schülerinnen und Schüler am Gymnasium gedacht, wo die Farbe als Instrument der Verdeutlichung und Hervorhebung gefordert ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass dieses Buch, wie im Titel geäußert, sehr stark praxisorientiert und damit bestens geeignet ist für die Nutzung auch im universitären Propädeutikum. Trotz der angedeuteten kleineren Schwierigkeiten im Gebrauch kann man das Buch guten Gewissens für die Verwendung an Hochschulen empfehlen. Yan Jin, Humboldt-Universität zu Berlin

Auferstehung der Antike. Archäologische Stätten digital rekonstruiert (50 Jahre Antike Welt), Redaktion: Eva Pasch und Holger Kieburg, wbg Philipp von Zabern Darmstadt 2019, 132 Seiten, 86 Illustrationen, farbig; 17 Illustrationen, schwarz-weiß, 24 x 30 cm, geb. mit SU. wbg-Bestell-Nr. 1022575, ISBN 978-3-8053-5213-0, Ladenpreis: 40,00 €, für Mitglieder: 32,00 €



Die ANTIKE WELT, Zeitschrift zur Archäologie und Kulturgeschichte, feiert ihren 50. Geburtstag. Gegründet 1970 im Schweizer Raggi-Verlag (zunächst nur in einer Auflage von 50 Exemplaren produziert) wurde sie 1989 vom Zabern-Verlag übernommen; seit 2014 wird sie von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt verlegt und hat 2019 eine Druckauflage von 9000 Exemplaren. Seit 2004 erscheint nicht nur für Berliner Leser von Interesse - regelmäßig die Rubrik Museumsinsel Berlin im Heft, in welcher der Verein der Freunde der Antike auf der Museumsinsel seine Arbeit vorstellt und Beiträge zu den Sammlungen im Pergamonmu-

seum und zur Antikensammlung im Pergamon- und Alten Museum bringt. Seit 1995 erscheinen sechs Hefte pro Jahr, regelmäßig gibt es Sonderhefte. Klar, dass zum 50. Jubiläum der Antiken Welt solch ein Sonderband erschienen ist. Sein zukunftsweisendes Thema: „Auferstehung der Antike. Archäologische Stätten digital rekonstruiert“.

Antike Bauwerke wiedererrichten – das ist in den letzten Jahren durch neue technische Mittel möglich geworden. 3D-Rekonstruktionen lassen archäologischer Stätten, einzelne Gebäude und ganze Siedlungen digital auferstehen. Ausmaße, Details und vor allem Dimensionen antiker Bau-

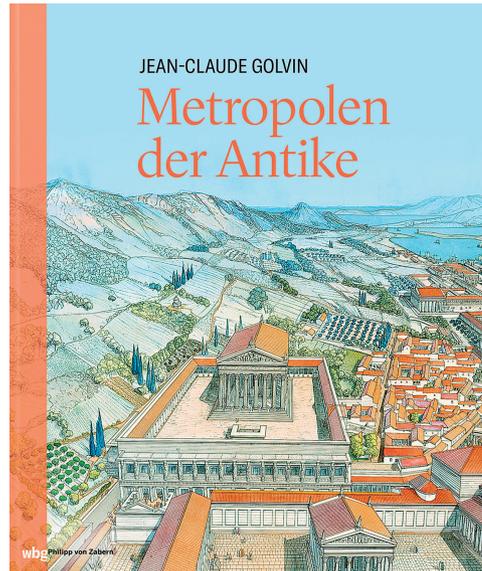
werke werden greifbar. In aufwändigen dreidimensionalen digitalen Modellen werden längst zerstörte oder stark veränderte Orte in ihren vermutlichen Originalzustand zurückversetzt. Gezeigt werden in diesem Jubiläumsband 24 doppelseitige Rekonstruktionen von 24 archäologischen Stätten unterschiedlicher Kulturen, das sind: Uruk. Megacity vor 5000 Jahren, Die minoische Siedlung von Akrotiri auf Santorini, Der Tempel des Wettergottes von Aleppo, Die hethitischen Städte Sarissa und Samuha, Pi-Ramesse. Die ägyptische Hauptstadt des späten Neuen Reiches, Der Grat Be'al Gebri. Ein palastartiger Monumentalbau aus dem frühen 1. Jh. v. Chr. im Hochland Äthiopiens, Bauwerke auf dem Tell Halaf in Syrien, Die Gesamtrekonstruktion des frühkeltischen Machtzentrums Heuneburg, Ullastret. Ein iberisches Oppidum in Katalonien, Die römische Meeresvilla von Capo di Sorrento (ein Projekt der Humboldt-Universität zu Berlin), Der Augustustempel auf der Nilinsel Philae, Das digitale Forum Romanum Sorrento (ein Projekt des Winkelmann-Instituts der HUB), Das Terrassenheiligtum von Munigua bei Sevilla in Spanien, Der Portus Romae nördlich von Ostia, Das Forum von Lopodunum/Ladenburg, Pergamon (ein Projekt der Brandenburgischen TU Cottbus u.a.), Köln, Carnuntum, Xanten, Rom in der Spätantike, Iustiniana Prima. Eine der letzten Stadtgründungen in der Antike, Ephesos. Alltag in einer spätantiken Taberne, Die Innenraumrekonstruktion der Hagia Sophia in Istanbul und Die digitale Rekonstruktion eines buddhistischen Tempels in der alten mongolischen Hauptstadt Karakorum. Die jeweils doppelseitig abgebildeten Rekonstruktionen sind versehen mit den wichtigsten Stichpunkten zum Grabungsprojekt, zum Zeitraum der Untersuchungen, den verwendeten Methoden und zentralen Daten der Durchführung. Bei der Gestaltung und Umsetzung einer virtuellen Rekonstruktion muss mit Bedacht vorgegangen werden, denn die richtige und wohlüberlegte Methodik und Datengrundlage macht den Unterschied zwischen Fantasie und einer

realistischen Rekonstruktion aus. Sie dokumentieren, was gesichertes Wissen, was erschlossen und was Spekulation ist. Meist ein sehr schmaler Grat. Am Ende des Buches findet der Leser die Londoner Charta von 2009, einen Katalog von Leitsätzen für die computergestützte Visualisierung von kulturellem Erbe, 122–124. Eingestreut in die 24 Rekonstruktionen gibt es vier Artikel mit Hintergrundinformationen zu den neuen digitalen Techniken, 24ff: „Erfassung von 3D-Daten im archäologischen und kulturhistorischen Kontext“, 40ff: „Erstellung von digitalen Oberflächen- und Geländemodellen sowie 3D-Modellen“, 62ff: „Visualisierung von 3D-Modellen“, 82ff: „Bereitstellung von Informationen für Studien, Zustandsüberwachung und Replikation – Digitalisierung und Rematerialisierung des Grabs Sethos' I“. Ein Literaturverzeichnis (128–131) zu den einzelnen Forschungsberichten rundet den Band ab. Das Buch zeigt an einer Fülle von Beispielen, wie erfolgreich in den letzten rund 30 Jahren die bisher gebräuchlichen, sehr unterschiedlichen Visualisierungen von Antike – Holzmodelle, Gebäude aus Ton, neuzeitliche Korkmodelle, Gemälde und Stiche bis zu modernen Rekonstruktionen in Aquarell, Zinn oder aufwendigem Modellbau – um eine weitere hoch technische und didaktisch ergiebige „Gattung“ ergänzt wurden: die digitale Rekonstruktion. Dabei geht es allerdings nicht nur um eine Visualisierung auf der Grundlage aller zugänglichen Quellen, sondern um ein eigenständiges Forschungsinstrument zur Gewinnung neuen Wissens. Die digitale Simulation einer Ansprache auf der neuen Rednerbühne Caesars auf dem Forum Romanum zeigt, wie gut der Redner in welcher Distanz hörbar war (69): „Auch dies hat Konsequenzen für die Erforschung des Forums: Während bauliche Eingriffe bislang meist als Ausdruck einer symbolischen Repräsentation interpretiert wurden, erlauben nun die digitalen Simulationen von konkreten Handlungen im 3D-Modell, die pragmatisch-funktionale Dimension in der Ausgestaltung des Forums wieder besser zu erforschen“ (69).

Golvin, Jean-Claude, Metropolen der Antike, 2. erw. Auflage. Aus dem Franz. von Geneviève Lüscher und Birgit Lamerz-Beckschäfer. 240 S. mit etwa 160 Zeichnungen und 10 Kt., Glossar, Bibliogr., 24,5 x 29 cm. wbg Theiss, Darmstadt 2019, ISBN: 978-3-8053-5184-3, 48,00 €

Antike in Aquarellen – die zum Träumen einladenden Bilder, die mit dem Namen Jean-Claude Golvin verbunden sind, haben einen langen Herstellungsweg hinter sich, das Recherchieren vor Ort, die Kenntnis der topografischen Gegebenheiten und der Verlauf der Stadtgrenzen, eine Vorstellung vom Stadtbild und den großen öffentlichen Bauten; oft liegen divergierende Ausgrabungsberichte vor, das Gespräch mit Archäologen ist zu führen und schließlich braucht es den Mut zu einem Gesamtbild. In einem Text können die unerforschten Gebiete übergangen oder bloß gestreift werden; bei einem Bild ist das nicht möglich. „Einige Archäologen haben sich darüber lustig gemacht, sie hatten offenbar noch nie über ihren Fundort als Ganzes nachgedacht; andere haben sich bei Detailfragen aufgehalten, als ob einzig der Durchmesser einer Säule oder die Farbe einer Wandmalerei zählen würden. Aber für viele Archäologen bot die Auseinandersetzung mit Jean-Claude Golvin die Möglichkeit zur Reflexion. Oft ist das Bild Golvins das erste einer Fundstelle; es zieht Gewissheiten in Zweifel und provoziert gleichzeitig neue Fragen. Letztlich sind diese Zeichnungen erstaunliche Synthesen: Auf wenigen Quadratzentimetern Papier sind Tausende von Informationen gespeichert – auf einen Blick lassen sich Dutzende von wissenschaftlichen Publikationen und Plänen erfassen“ (S. 5, Vorwort von F. Lontcho).

Jean-Claude Golvin hat Architektur studiert und sich schon während des Studiums sehr für die An-



tike interessiert. Seit 1976 ist er Mitarbeiter am Centre national de la recherche scientifique, der traditionsreichsten unter den französischen Hochschulen für bildende Künste, er arbeitete Ende der 1970er-Jahre unter Robert Étienne bei Grabungen im portugiesischen Conimbriga mit, bevor er für ein Jahrzehnt (bis 1990) Leitungsfunktionen bei der ständigen französischen Mission in Karnak und Luxor übernahm. Von 1992 bis zu seiner Emeritierung 2008 war er directeur de recherche am CNRS beim Institut Ausonius der Universität Bordeaux. In dieser Zeit war er neben seiner Mitarbeit bei der Erforschung mehrerer antiker Stätten in Tunesien auch sieben Jahre lang an Studien zur Rekonstruktion des Circus Maximus in Rom beteiligt. Ein Schwerpunkt seiner Tätigkeit ist seit Ende der 1980er-Jahre die Anfertigung von Rekonstruktionen (in der Regel als aquarellierte Tuschezeichnungen erstellt) von einzelnen Monumenten wie zum Beispiel dem Amphitheater von El Djem oder dem Colosseum in Rom bis hin zu ganzen Stadtanlagen, beispielsweise der antiken Städte Alexandria, Arelate (Arles) oder Lutetia (Paris). Diese Arbeiten wurden seit 1995 in mehr als zwei Dutzend Ausstellungen zu archäologi-

schen Themen vornehmlich in Frankreich, aber auch in anderen Ländern Europas und Nordafrikas gezeigt. Ende 2010 übereignete Golvin den bisherigen Fundus seines Ateliers (geschätzt wurden vor der Übergabe um die 800 Zeichnungen und Aquarelle, tatsächlich belief sich die Summe der Arbeiten dann auf über 1000) dem Musée départemental Arles antique.

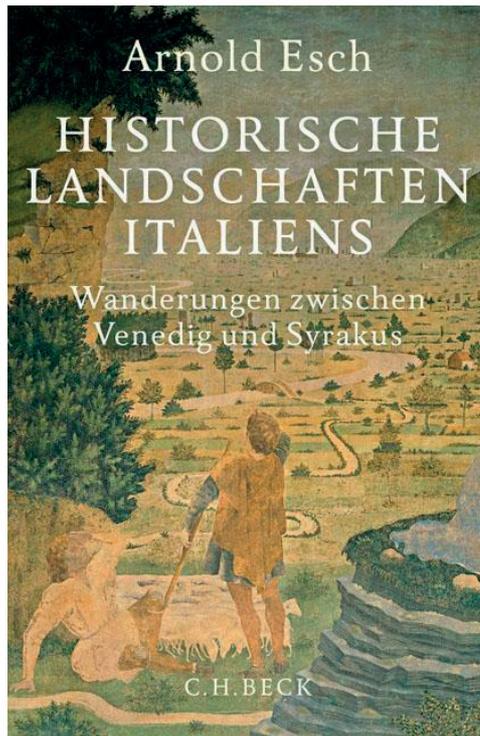
In diesem Buch sind nun die Bilder der wichtigsten antiken Orte aus dem Zeitraum von 2500 v. Chr. bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. zusammengestellt. Sie zeigen Fundstätten aus dem Vorderen Orient, 10ff., Ägypten, 32ff., Griechenland, 60ff., der Türkei, 85ff., Italien und Kroatien, 102ff., Nordafrika, 131ff., Spanien und Portugal, 176ff., Frankreich, 186ff., sowie Deutschland und der Schweiz, 222ff. Überwiegend handelt es sich um Stadtansichten aus der Vogelperspektive, die nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen ausgeführt sind. Die Zeichnungen sind vielfach doppelseitig, zu den ausgewählten Orten gibt es historische Erläuterungen und archäologisch-städtebauliche Erklärungen, meist auch eine Legende mit Benennung der zentralen Bauten und ihrer Besonderheiten. Einige Zeichnungen habe ich sicherlich schon in anderen Publikationen gesehen, aber sehr viele fesseln den Betrachter wegen ihres Neuigkeitswertes, etwa der Blick (wie aus dem Flugzeug) auf den Hafen von Puteoli, 123ff., auf Hierapolis/Pamukkale, 97, Ephesos, 88ff., Athen zur Römerzeit, 68–73, Delphi, 60ff.; faszinierend der Blick auf das Niltal von Alexandria bis Abu Simbel, 32f., und Achetaton/Tell el-Amarna, 35ff. Die Augen wandern durch Persepolis und Palmyra, 16ff., aber auch durch Conimbriga, Bibracte und Alesia, durch Arausio, Arelate, Andesina und Lutetia. Der französische Archäologe und Zeichner Jean-Claude Golvin erweckt die Welt der Antike zu neuem Leben. Informative Texte zu jedem Ort und ausführliche Erläuterungen zu jedem Bild ergänzen diese visuelle Reise. In der neuen und erweiterten Ausgabe sind über 25 Metropolen hinzugekommen, wie Caesarea in Israel, Pi-Ramses in Ägypten, Korinth

in Griechenland, Xanthos in der Türkei, aber auch viele nordafrikanische Städte, wie Bullia Regia in Tunesien oder Ravidum in Algerien. Ganz wie im 19. Jahrhundert hat Jean-Claude Golvin die antiken Städte in Aquarelltechnik dargestellt und dies ist ihm, Computeranimation hin oder her, auf „suggestive“ Weise gelungen, sie verschaffen dem Betrachter mehr Platz zum Träumen als das Computerbilder jemals hinbekommen. Er sieht seine Zeichnungen als effizientes Ausdrucksmittel zwischen Forschung und Kommunikation. Denn seit den 1980er-Jahren heizten der Aufschwung der audiovisuellen Medien und die IT-Revolution eine enorme Nachfrage nach solchen Bildern an. Die mit Aquarell lavierten perspektivischen Tuschezeichnungen auf Papier sind ein sehr traditionelles Ausdrucksmittel, und gerade das mache ihren Charme aus. „Erwecken wir diese Schönheiten aus ihrem Dornröschenschlaf. Lassen wir sie aus dem Schatten hervortreten und sich uns geheimnisvoll nähern, auch wenn wir sie nie wirklich zu fassen bekommen. Aus Liebe zur Geschichte und aus Respekt vor dem Erbe der Menschheit können wir diese Bilder einfach als Einladung zu einer schönen Reise durch die Jahrhunderte verstehen“ (Vorwort, S. 9).

Esch, Arnold: Historische Landschaften Italiens. Wanderungen zwischen Venedig und Syrakus, Verlag C. H. Beck München, 2018, 3. Auflage 2019. 368 S. mit 60 Abbildungen. Hardcover.
ISBN 978-3-406-72565-4, 29,95 €

Arnold Esch war von 1977–1988 Professor für Mittelalterliche Geschichte in Bern und von 1988 bis zu seiner Emeritierung 2001 Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Er forschte hauptsächlich zur italienischen Geschichte im 14. und 15. Jahrhundert. In dieser Phase kehrte das Papsttum von Avignon nach Rom zurück und in Italien entfaltete sich die Renaissance. Die Menschen jener Zeiten und die Landschaften und ihre Straßen haben es ihm – wie seine Veröffentlichungen durchgängig zeigen – in besonderer Weise angetan. Bei Arnold Esch lernt man sehen. Er durchwanderte mit seiner Frau die fünf aus der Antike überkommenen Straßenzüge (Via Appia, Via Cassia, Via Flaminia, Via Salaria, Via Valeria).

Diese persönlichen Erfahrungen waren die Grundlage für zahlreiche Einzelveröffentlichungen und wurden 1997 in einer Monographie veröffentlicht **Römische Straßen in ihrer Landschaft. Das Nachleben antiker Straßen um Rom. Mit Hinweisen zur Begehung im Gelände** (Philipp von Zabern, Mainz 1997). 2003 folgten **Wege nach Rom. Annäherungen aus zehn Jahrhunderten** (C.H. Beck, München 2003). 2008 erschien **Landschaften der Frührenaissance. Auf Ausflug mit Pius II.** (C.H. Beck, München 2008), 2010 **Wahre Geschichten aus dem Mittelalter. Kleine Geschichten selbst erzählt in Schreiben an den Papst** (C.H. Beck, München 2010), 2011 der Titel **Zwischen Antike und Mittelalter. Der Verfall des römischen Straßensystems in Mittelitalien und die Via Amerina** (C.H. Beck, München 2011 und 2016 das Buch **Rom. Vom Mittelalter zur Renaissance. 1378–1484.**



(Beck, München 2016). Arnold Esch hat sich auf Spurensuche in die Archive begeben und die Lebenswelten mittelalterlicher Menschen freigelegt. In seinen elegant erzählten Miniaturen wird das Mittelalter einmal aus allernächster Nähe mit den Augen der Betroffenen betrachtet und gerade dadurch ungewöhnlich anschaulich. Andere Beobachtungen gehen auf jahrzehntelange eigene Forschungen und Wanderungen zurück, wenn er den Verfall des hochentwickelten römischen Straßensystems nach dem Ende des Römischen Reiches. Er erklärt, warum einzelne Strecken schon früh außer Gebrauch gerieten, während andere überdauerten.

Das im vergangene Jahr bei Beck erschienene (und nun schon in 3. Auflage vorliegende) Buch **Historische Landschaften Italiens. Wanderungen zwischen Venedig und Syrakus** nimmt den Leser mit auf eine faszinierende Reise quer

durch die vielfältigen Landschaften Italiens in oftmals unbekannte Gegenden. ... Die in diesem Buch versammelten Beschreibungen betrachten italienische Landschaft von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Auf verlassenem römischen Straßen, auf alten Pilgerpfaden, durch etruskische Schluchtwege und auf den Bahnen des Viehtriebs durchstreift der Autor sein Gelände. Die Ergebnisse historischer und archäologischer Forschung, die unterschiedliche Wahrnehmung italienischer Landschaft in der Malerei und in der Literatur werden in das Landschaftserlebnis einbezogen (Klappentext).

»Die folgenden Beobachtungen ... wollen kein Reiseführer zu Landschaftsidyllen sein, sondern der Versuch, Natur und Geschichte – die in diesem Land beide ihre höchste Steigerung erfahren haben – in ihrem innigen Zusammenhang zu sehen. In einem ersten Teil erscheint italienische Landschaft im Durchgang durch die historische Zeit: Wandel des Landschaftsbildes und Wandel der Wahrnehmung von der Antike bis ins 20. Jahrhundert« (S. 9). Hier nur eine kleine Auswahl der 21 Landschaftsbilder: I. Wie Ruinenlandschaft entsteht. Die letzten Bewohner von Ostia (S. 13ff.) – IV. Die Stadtlandschaft des mittelalterlichen Rom. Wandel und Auflösung des Siedlungsgewebes innerhalb der antiken Stadtmauern (S. 80 ff.) – V. Fremde Landschaft und vertraute Landschaft in Reiseberichten des späten Mittelalters (S. 96 ff.) – VII. Zur Identifizierung gemalter italienischer Landschaft des 18. und 19. Jahrhunderts (S. 128 ff.) – VIII. Italien-Wahrnehmung im 19. Jahrhundert. Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien (S. 151 ff.).

Ein zweiter Teil betrachtet italienische Landschaft in ihrer unvergleichlichen Vielfalt als historischen Raum. – XI. Im oberen Tibertal. Kulturlandschaft zwischen Toskana und Umbrien, Marken, Romagna (S. 204 ff.) – XV. Die Wasser des Aniene. Nero und der Hl. Benedikt in der Berglandschaft von Subiaco (S. 243 ff.) – XVII. Ummauerte Land-

schaft. Das Gelände von Syrakus als historischer Schauplatz (S. 262 ff.)

Teil drei beschreibt Antike in der Landschaft: römische Monumente, soweit sie vollkommen in der Landschaft aufgegangen sind. – XVIII. Landschaft mit römischer Straße (S. 275 ff.) – XIX. Archäologie aus dem Archiv. Antike Monumente in frühmittelalterlichen Grenzbeschreibungen um Rom (S. 290 ff.) – XX. Unausgegrabene Amphitheater als Bestandteil der Landschaft (S. 303 ff.) – XXI. Landschaft mit Aquädukten. Zwischen Tivoli und Palestrina (S. 318 ff.).

Ein Historiker, so meint man, habe es mit der Vergangenheit zu tun. Und diese sei, was in der Natur des Begriffs liege, stets etwas Abgeschlossenes. Arnold Esch nimmt den Weg über die Gegenwart und die Anschauung: Warum, so fragt er (S. 231 ff.) angesichts des Dorfes Mugnano im Tibertal, werden solche Siedlungen in Mittelitalien immer zu burgartigen Anlagen? Weil sich nach dem Ende des Römischen, dann des Karolingischen Reiches die ländliche Bevölkerung dahin flüchtete und dort bleiben musste, bis zur Etablierung eines staatlichen Gewaltmonopols. »Man kann diese Linie noch ein Stück weiter ausziehen, um sich den unübersehbaren Stillstand vieler dieser Höhengründungen zu erklären: ein solcher Ort wird im 19. Jahrhundert keinen Eisenbahnanschluss bekommen und darum auch keine Industrie, wird darum im Zweiten Weltkrieg nicht bombardiert und nach 1945 nicht moderner wiederaufgebaut werden.« Der Ort bleibt in seine Vergangenheit eingeschlossen, und weil dieses Schicksal vielen Dörfern und kleinen Städten in Italien widerfährt, »wird der Abstand immer größer« (S. 235f.). »Diese castra hatten, in der Wahrnehmung des nördlichen Wanderers, bei aller Kleinheit nichts von einem Dorf an sich. So schienen ihm alle Siedlungen Städte, und entsprechend benennt er sie. ... Tatsächlich war Italien damals das am stärksten urbanisierte Land, ja man hat errechnet, dass es hier im Mittelalter zahlreiche Städte mit mehr als

10000 Einwohnern gab und somit mehr städtische Zentren dieser Kategorie als im ganzen restlichen Europa zusammen« (S. 236). Mittlerweile gebe es nicht einmal mehr die Maler, die dieser manchmal allzu gegenwärtigen Geschichte noch eine Ansicht abgewinnen könnten.

Zum vielfachen Schmunzeln brachte mich der Beitrag Nr. V. Ungewöhnlich und reizvoll schon der Blickwinkel: Fremde Landschaft und vertraute Landschaft in Reiseberichten des späten Mittelalters (S. 96 ff.). Esch fragt: „Wie beschreibt man Aussehen und Ausmaße fremder Länder aus reiner Anschauung ohne die ausgebildeten Begrifflichkeit moderner Länderkunde? Wie vermittelt man die Lage einer Stadt, die Breite eines Flusses, die Höhe eines Gebirges, ohne voraussetzen zu dürfen, dass für Grundinformationen, Daten, Rückfragen doch Atlanten, Länderkunden, Nachschlagewerke und das Internet zur Verfügung stehen? Wie kann man einem Leser, der den engsten Kreis seiner Heimat vielleicht noch nie verlassen hat, die Weite Asiens, die Lage von Jerusalem, das Geländere relief von Bethlehem, den Eindruck von der Gegend um Beirut ohne Rückgriff auf Kartenwerke und Bildbände vor Augen führen, buchstäblich ‚vor Augen führen‘?“ (S. 96)

Das Mittelalter bewältigt diese Probleme durch Vergleich; der Nil ist so breit wie der Rhein, der Jordan so schlammig wie der Po, der Don so breit wie die Seine; Jerusalem ist dem einen so groß wie Basel, dem anderen so groß wie Pistoia, einem dritten so groß wie Augsburg. „Dass Vergleiche so disparat ausfallen, liegt eben darin, dass sie in unterschiedlicher Wirklichkeit verankert sind ... dem Florentiner dient seine S. Maria Novella dazu, die Größe der Geburtskirche in Bethlehem, einer Moschee in Kairo, oder von S. Maria Maggiore in Rom zu bestimmen. Es gibt nichts, wofür sich nicht eine heimatliche Entsprechung finden ließe – und so ziehen diese Reisenden eine breite Spur französischer, italienischer, deutscher Vergleiche quer durch den vorderen Orient. ...

Sie vergleichen nicht nur verschieden, sie sehen schon verschieden“ (S. 98).

Pilger aus Regionen nördlich der Alpen sehen anders, weil ihr Auge anders erzogen, ihre Umgebung anders geprägt, ihr Interesse anders gerichtet ist: Dass die Mosaiksteine in der Geburtskirche zu Bethlehem ‚so groß wie Bohnen‘ sind, würde einem Florentiner schwerlich in den Sinn kommen. Er braucht ja nur in seinem Baptisterium an die Decke zu schauen, und ‚Bohne‘ war für ihn sowieso keine Kategorie. Oder: dass die Geißelsäule ›so dick wie ein ordentlicher Birnbaum‹ ist, wie ein Breslauer 1496 seinen Breslauern mitteilt, ist auch nicht gerade das, was einem Italiener einfällt, der in seinem Leben vermutlich mehr Säulen als Birnbäume sah. Der Nürnberger Pilger Hans Tucher überträgt seinen Nürnbergern die wichtigsten Stätten innerhalb der Grabeskirche auf die vertraute Stadtkirche St. Sebald: „Um Jesu Rock gewürfelt worden wäre in St. Sebald beim Sakramentshäuschen: die Dornenkrone aufgesetzt worden wäre ihm in St. Sebald zwischen Petersaltar und Stephansaltar, und gekreuzigt worden wäre er beim Dreikönigsportal mit Blickrichtung Schule. So wird Heilsgeschichte zu Hause abschreitbar.“ (S. 100).

Solche Perspektive nehmen allerdings nicht nur Pilger ein. Konrad von Querfurt beschreibt 1195 eine Beobachtung, die auch heute immer noch eine Anmerkung im Lateinunterricht wert ist: »er hatte sich den Rubikon viel ansehnlicher gedacht und muss nun enttäuscht seine Vorstellung re dimensionieren: »ein winziger (nicht Fluß, sondern) Bach«, *minimus non fluvius sed rivulus* – nämlich nicht so breit, wie Caesars Entscheidungsschritt hätte erwarten lassen« (S. 104). „Ein vorzüglich geschriebenes, anschauungsreiches und wissenssattes Buch“, schreibt Rezensent Thomas Steinfeld in der Süddeutschen Zeitung vom 5.3.2019. Dem stimme ich voll zu.

Filippo Coarelli, Rom. Der archäologische Führer. Aus dem Italienischen von Agnes Allroggen-Bedel und Michaela Heissenberger. Wissenschaftliche Buchgesellschaft / Philipp von Zabern, 400 Seiten mit 120 Illustrationen, Hardcover, 35,00 €, ISBN 978-3-8053-5219-2, als e-book: 19,99 €, 15,99 € für Mitglieder

Die deutsche Erstausgabe des „Coarelli“ erschien 1975 unter dem Titel „Rom. Ein archäologischer Führer“ (ital. „Guide Archeologico di Roma“, Milano 1974). Die sechste, mehrfach erweiterte Ausgabe erschien soeben bei Philipp von Zabern / WBG mit dem Titel „Rom. Der archäologische Führer“. Der feine Unterschied besteht zu Recht, gilt „der Coarelli“ doch als die „Bibel“ des antiken Roms und stellt bis heute das Standardwerk für jeden Rom-Kenner dar.

Filippo Coarelli studierte als Schüler von Ranuccio Bianchi Bandinelli an der Universität Rom

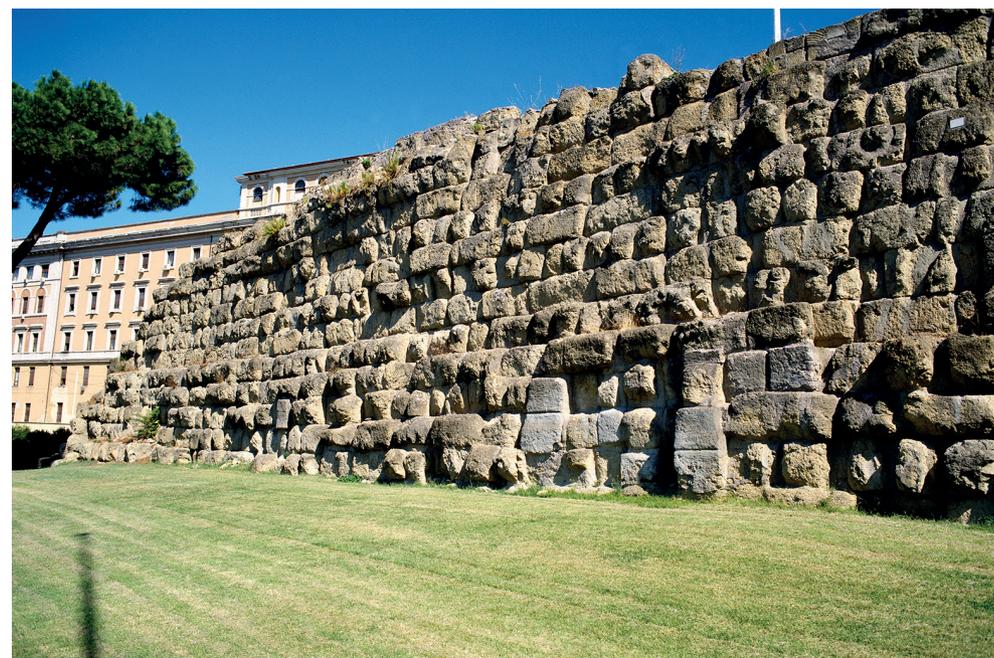
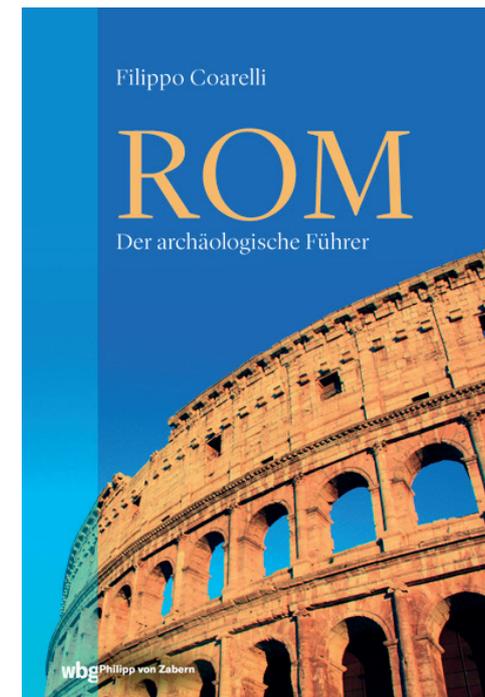


Abbildung aus Coarelli, S. 23, Servianische Mauer



Abbildung aus Coarelli, S. 31, Porta Appia



Abbildung aus Coarelli, S. 117, Cäsarforum West

und war dort bis 1968 als Assistent tätig. 1968 bis 1973 war er Inspektor der städtischen Antikenverwaltung von Rom. Von 1972 an lehrte er an der Universität Siena, von 1977 bis zu seiner Emeritierung 2009 als Professor für Griechische und Römische Altertumskunde an der Universität Perugia.

Rom ist aufgrund der vielen erhaltenen Zeugnisse seiner langen Geschichte ein beliebtes Ziel für

Touristen, (Hobby-)Historiker und -Archäologen. Die Anzahl der konventionellen Reiseführer ist deshalb schier unendlich. Mit „Rom. Der archäologische Führer“ Filippo Coarelli dem Besucher allerdings einen ganz anderen Zugang zu der historischen Stadt, als das ein gewöhnlicher Reiseführer leisten könnte. Schon in der Einleitung geht es um die Geographie und Geschichte der Stadt Rom; darauf folgen drei große Kapitel über die „Großen öffentlichen Bauten“, 43–198, (sc.



Abbildung aus Coarelli, S. 120, Mars-Ultor-Tempel

die Stadtmauern und Wasserleitungen), „Das religiöse und politische Zentrum der Stadt“, 199–348, und „Die augusteischen Regionen“, 199–363. Im Anhang findet der Leser Informationen zu Bautechniken, Baumaterialien, eine sehr umfangreiche, thematisch strukturierte Bibliographie und ein Register.

Der besondere Reiz des Buches liegt in seinem Detailreichtum, so dass es sich gerade lohnt, dort nachzulesen, wo man Bescheid zu wissen glaubt. Alle bedeutenden und die weniger bekannten Denkmäler der Ewigen Stadt (auch verschüttete oder aktuell nicht zugängliche Denkmäler werden nicht unterschlagen) sind mit Hilfe anschaulicher Pläne gut zu finden. Neben der historischen Einordnung und der Darstellung der städtebaulichen Entwicklung erwarten den Romliebhaber detaillierte Beschreibungen, Grundrisse, Rekonstruktionszeichnungen und Illustrationen, die

lateinischen Texte der Inschriften (und ihre Übersetzung) sowie Zitate antiker Quellen. Zu den Höhepunkten zählt die Beschreibung des zweihundert Meter langen Reliefbandes der Trajanssäule, 128–139, mit Hilfe von hundertzehn schematischen Zeichnungen nebst Bilderklärungen.

Man lernt aber auch sonst viel in diesem Buch, gleich ob Begriffe wie Peperin (i.e. Lapis Albanus, fester, aschgrauer Tuff aus den noch heute genutzten Steinbrüchen bei Marino) oder Akrolith (i.e. eine Statue, bei der nur die nackten Körperteile wie Kopf, Arme, Beine aus Marmor gefertigt sind, die übrigen Teile sind dann etwa aus vergoldeter Bronze; wie bei der Sitzstatue des Konstantin, deren Kopf im Hof des Konservatorenpalasts ausgestellt ist). Kleine Details (aber mit hohem schulischen Erzählwert) sind etwa, dass die Höhe der Curie wohl eine Anforderlichkeit der



Abbildung aus Coarelli, S. 285, Pantheon

Akustik war (S.73), dass vor der Einführung der ersten Sonnenuhr während des ersten Punischen Krieges 263 v. Chr. ein Ausrufer die wichtigsten Stunden des Tages verkündete; dabei stand er auf den Stufen der Curia Hostilia und beobachtete den Lauf der Sonne zwischen der Rostra und der Graecostasis, um die Mittagsstunde anzukündigen, und zwischen der Columna Maenia und dem Carcer, um den Sonnenuntergang zu verkünden (68f.). Interessant, dass die Aqua Alsietina nicht trinkbares Wasser nach Rom lieferte (39) und die Aqua tepula ihren Namen nach der lauen Temperatur des Wassers trug (38), dass zur Datierung eines Feuers in der Basilica Aemilia Münzen dienten, die beim Brand eingeschmolzen sind (65), dass an der Stelle der Maxentiusbasilika vor de-

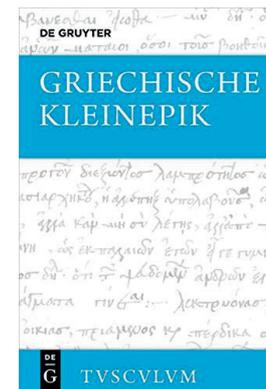
ren Bau eine Horrea Piperataria, Lagerräume für Pfeffer und andere Gewürze, standen (104), dass im 17. Jahrhundert das Forum als Steinbruch erschöpft war und der Vandalismus endete (63); die erste wissenschaftliche Grabung fand dort 1788 statt. Der Coarelli gibt übrigens auch Besichtigungstipps: „Vor der Besichtigung des Forums empfiehlt es sich, zunächst von einem höher gelegenen Platz aus einen Überblick zu gewinnen. Den besten Blick hat man von der Terrasse an der rechten Seite des Senatorenpalasts auf dem Kapitol oder von den Arkaden des Tabularium (der Eingang ist kurz vor der eben erwähnten Terrasse). Am Ende der Besichtigung kann man auf den Palatin steigen, wo man von der Terrasse der Farnesinischen Gärten an der Nordspitze des Hügels

ebenfalls einen weiten Ausblick genießen kann“ (64); Die Denkmäler des Forums könne man in topographischer Reihenfolge vom Eingang ausgehend besichtigen, Coarelli empfiehlt allerdings „einen ungefähr der geschichtlichen Abfolge entsprechenden Weg, ... wodurch die Besichtigung sicherlich länger und anstrengender wird, die historische und bauliche Entwicklung der Anlage jedoch besser verstanden werden kann“ (65). – Kurz gesagt: Zur wirklich intensiven Vorbereitung einer Romexkursion ist der „Coarelli“ als das Standardwerk und der Klassiker zur römischen Stadtarchäologie weiterhin unverzichtbar, denn er eröffnet dem Besucher einen ganz anderen Zugang zu der historischen Stadt, als das ein gewöhnlicher Reiseführer leisten könnte.



Abbildung aus Coarelli, S. 336–337, Tiberinsel

Griechische Kleinepik. Hrsg. v. Baumbach, Manuel / Sitta, Horst / Zogg, Fabian, Reihe: Sammlung Tusculum, eBook (PDF): ISBN 978-3-11-053518-1, € 39,95€, Buchausgabe, Leinen: ISBN 978-3-11-053420-7, 39,95 €



Die Lektüre von Auszügen aus den Epen Homers und Vergils gehören zum festen Bestand des Oberstufenunterrichts in den alten Sprachen. In Niedersachsen beispielsweise wurde gerade als Zentralabiturthema „Aeneas – Sinnbild römischen Selbstverständnisses“ festgelegt. Das ist schön und sinnvoll, hat aber im Unterricht mitunter die starke Tendenz zum Hehren und Feierlichen und Staatstragenden. Dass es dazu auch über die Jahrhunderte hinweg Gegenströmungen gab, zeigt ein Blick auf die griechische Kleinepik, „eine der facettenreichsten Subgattungen des Epos“, so die Herausgeber. Seit archaischer Zeit entstanden Epyllien in großer formaler und inhaltlicher Buntheit, die teils entlegene Mythen erzählten, oft mit Gattungsmischungen arbeiteten und zur humoristischen Gestaltung oder sogar Unterminierung des Etablierten neigten.

Der Band, den ich Ihnen hier vorstelle, versammelt erstmals in Originalsprache und Übersetzung die sechs wichtigsten, d. h. innerhalb der Gattungsgeschichte bedeutsamsten und zudem über ihre starke Rezeptionsgeschichte nobilitierten Texte: Pseudo-Hesiods *Schild*, Moschos' *Europa*, den pseudo-homerischen *Froschmäusekrieg*, Triphiodors *Eroberung Trojas*, Kolluthos' *Raub der Helena* und Musaios' *Hero und Leander*. In einem Anhang ist als Rezeptionszeugnis der byzantinische *Katzenmäusekrieg* beigegeben. In der Forschung gibt es nach Sicht der Herausgeber ein beständig wachsendes Interesse an der Gattung Epyllion; die griechischen Kleinenepen hätten große Bedeutung und eine starke Rezeption seit der Antike gehabt, die bis in die Moderne fassbar sei. Der Band enthält einen Essay zur

Entstehungs- und Gattungsgeschichte der griechischen Kleinepik, Einführungen in die einzelnen Werke unter Berücksichtigung ihrer Rezeptionsgeschichte und Anmerkungen mit Sacherläuterungen.

Je zwei Kleinenepen wurden übersetzt und erläutert von den Herausgebern des Tusculum-Bandes Manuel Baumbach (Ruhr-Universität Bochum) sowie Horst Sitta und Fabian Zogg, (beide Universität Zürich).

Als ich kürzlich beim Augenarzt war und schon im Vorfeld auf eine lange Wartezeit eingestimmt wurde („nehmen Sie sich was zu lesen mit!“), hatte ich die „Griechische Kleinepik“ mit dabei (in der Hoffnung, dass nicht der ganze Vergil oder Homer nötig sei, um die Wartezeit zu verkürzen). Ich nahm mir den Froschmäusekrieg vor und amüsierte mich im ärztlichen Wartezimmer schon über die ersten Zeilen, in denen traditionell die Musen angerufen werden:

„Am Anfang meiner ersten Seite bete ich dafür, dass der Chor vom Helikon in mein Herz komme um des Gesagten willen, den ich jüngst auf meinen Knien in den Schreibtäfelchen eingetragen habe, und ich bete dafür, dass das endlose Gefecht, das kriegserfüllte Werk des Ares, allen sprachmächtigen Menschen um die Ohren geschleudert werde, wie die Mäuse inmitten der Frösche sehr tapfer voranschritten, sich die Taten erdgeborener Männer zum Vorbild nehmend, der Giganten – so wurde die Geschichte unter den Sterblichen er-

zählt, und sie hatte den folgenden Anfang ...“ (S. 77). Aus unscheinbaren Anfängen entsteht der große Konflikt zwischen den Fröschen und Mäusen, der schließlich in einen großen Krieg mündet. S. 87: „In Schlachtreihen geordnet standen sie am hohen Ufer, schwangen ihre Lanzen, und ein jeder war voller Mut. – Da rief Zeus die Götter in den sternreichen Himmel, zeigte die Kriegsmenge sowie die starken Kämpfer – die vielen, große und mächtige Speere tragenden, genau so, wie das Heer der Kentauren voranschreitet oder das der Giganten – und fragte mit einem süßen Lächeln: ‚Wer von den Unsterblichen hilft den Fröschen oder den Mäusen?‘ Und zu Athene sagte er: ‚Tochter, wirst du vielleicht den Mäusen zu Hilfe eilen? Denn sie hüpfen immer alle in deinem Tempel herum und erfreuen sich am Geruch des Opferfleisches und an allerlei Speisen.‘ Athene freilich lehnt wortreich ab, denn die Mäuse hätten ihr viel Unheil angetan. Was die Mäuse sich geleistet hätten, bringe sie gar in finanzielle Schwierigkeiten, von anderen Unannehmlichkeiten ganz zu schweigen: ‚Mein Kleid haben sie angenagt, das ich mühsam aus feinem Schussfaden gewoben hatte; ich hatte einen langen Kettfaden gesponnen – und sie haben Löcher hineingemacht! Jetzt bedrängt mich der Schneider und treibt von mir Zinsen ein: Das ist furchtbar für Unsterbliche! Ich habe nämlich mit geliehem Geld genährt und kann das nicht zurückzahlen. Aber nicht einmal unter diesen Umständen will ich den Fröschen helfen. Denn sie sind auch überhaupt nicht zuverlässig; vielmehr lärmten sie kürzlich bei meiner Rückkehr von einem Kampf, als ich völlig ausgelaugt war und Schlaf brauchte und ließen mich nicht einmal ein bisschen einnicken – schlaflos lag ich da – mein Kopf schmerzte, bis der Hahn krächte ...“ (89).

Da der Froschmäusekrieg nach 20 Buchseiten bei Sonnenuntergang durch den Blitz des Kroniden und den göttlichen Einsatz von Krebsen und die Flucht der Mäuse schon an sein Ende gekommen war, hatte ich im ärztlichen Wartezimmer noch genügend Zeit – nicht für Triphiodors „Er-

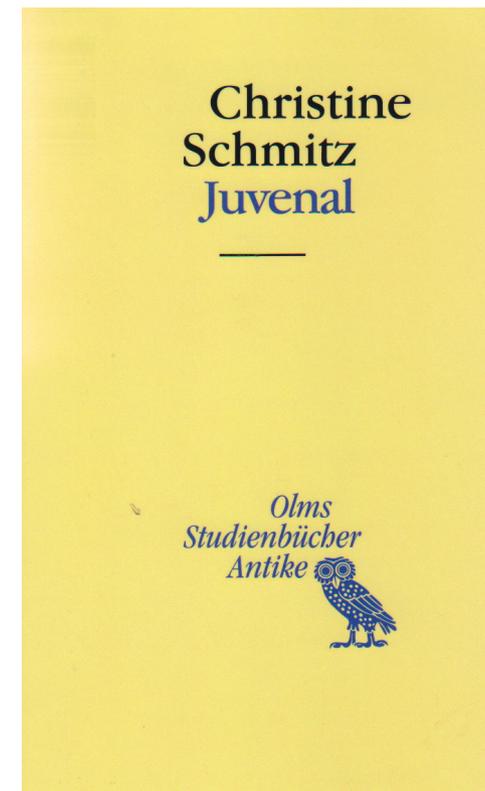
oberung Trojas“ oder den „Raub der Helena“ des Kolluthos, sondern für jenes sehr populäre kleine griechische Werk, das der venezianische Drucker Aldus Manutius als erstes 1485 verlegt hat: die tragische Liebesgeschichte von Hero und Leander (vgl. dazu Ovids Heroidenbriefe 18 und 19). Die ersten Zeilen stecken den Rahmen des Mythos ab, nennen Orte und handelnde Personen: „Erzähle, Göttin, von der Lampe, der Zeugin heimlicher Liebe, von dem, der des Nachts zu erdreichender Hochzeit schwamm, von Ehe im Dunkeln, die die unvergängliche Eos nicht gesehen hat, und von Sestos und Abydos, wo ich von der nächtlichen Ehe der Hero, von Leander, der herübergeschwommen kam und eben auch von der Lampe höre, jener Lampe, die zum Dienst an Aphrodite einlud, der hochzeitschmückenden Botin der nachthochzeitlichen Hero, von der Lampe, des Eros Freude: Hätte die doch der himmlische Zeus nach ihrem nächtlich mühsamen Einsatz in den Kreis der Sterne geführt und berufen als Brautschmückendes Gestirn der Liebe, war sie doch Mitstreiterin in liebesrasender Qual und hatte sich zuverlässig um das Aufgebot zur Hochzeit ohne Schlaf gekümmert, bevor mit widrigen Böen feindlicher Sturmwind losstürmte. Jetzt aber: Besinge zusammen mit mir, dem Dichter, ihr gemeinsames Ende: der Lampe erlöschen und den Tod Leanders“ (171).

Schon vor dem Ende der Lektüre (ebenfalls nur 20 Seiten) wurde ich in das Behandlungszimmer meines Augenarztes gerufen – und erfuhr erst danach vom dramatischen Ende des verliebten Paares: „Nach allen Seiten richtete sie ihren Blick auf den weiten Meeress Rücken, ob sie irgendwo den Gatten herumirrend entdecken könne, da doch die Lampe erloschen war. Da erblickte sie – am Fuß des Turmes, von den Klippen zerfetzt – ihren toten Gatten, zerriss sich vor der Brust den kunstvollen Chiton und stürzte sich kopfüber herabrauschend von ihrem steilen Turm. Tot lag Hero da zusammen mit ihrem leblosen Gatten. So hatten sie einander auch noch zuletzt, im Tode“ (193).

Christine Schmitz, Juvenal (Reihe Olms Studienbücher Antike). Olms/Weidmann Verlag, Hildesheim 2019, 248 S., Paperback, ISBN: 978-3-487-15741-2, 22,00 EUR

In der Reihe Olms Studienbücher Antike gibt es mehr als ein Dutzend lieferbare Titel, erschienen in diesem Jahrzehnt und teils bereits in dritter und vierter Auflage, die einen wissenschaftlich fundierten Zugang zu einem lateinischen oder griechischen Autor ermöglichen, zu Ovid (Ulrich Schmitzer), Thukydides (Holger Sonnabend), Sallust bzw. Tacitus (Stephan Schmal), Polybios (Boris Dreyer), Herodot (Reinhold Bichler, Robert Rollinger), Terenz (Peter Kruschwitz), Aristophanes (Peter von Möllendorff), Aischylos (Manfred Lossau) und Celsus (Christian Schulze). In Vorbereitung sind Bände zu Sueton (Klaus Scherberich) und Origenes (Christoph Markschies).

Erst kürzlich erschienen ist der Band von Christine Schmitz über Juvenal. Die Autorin lehrt als Professorin für Klassische Philologie/Latinistik an der Universität Münster. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Römische Satire und ihre mittellateinische Rezeption, antikes Epos, Epigramm (Martial), antiker Roman (Apuleius), Mythos und Literatur, Rezeption der antiken Mythologie, lateinische Dichtung der Spätantike und Renaissance. Die Einführung in der Reihe Studienbücher Antike verschafft einen Überblick über literaturtheoretische und sozialhistorische Fragen, die für das Verständnis der Satiren Juvenals zentral sind: das Verhältnis zwischen historischem Autor und textimmanentem Sprecher (persona-Theorie), die nicht mehr funktionierende Klient-Patron-Beziehung, rollenabweichendes Verhalten von Männern und Frauen der sozialen und politischen Elite, Konzepte von Homosexualität etc. Juvenal (ca. 60–140 n. Chr.) ist der letzte bedeutende Repräsentant der römischen Verssatire. Die Art, wie er sich in diese dynamische Gattung eingeschrieben hat (vgl. Kap. II: „Juvenal und die Gattung



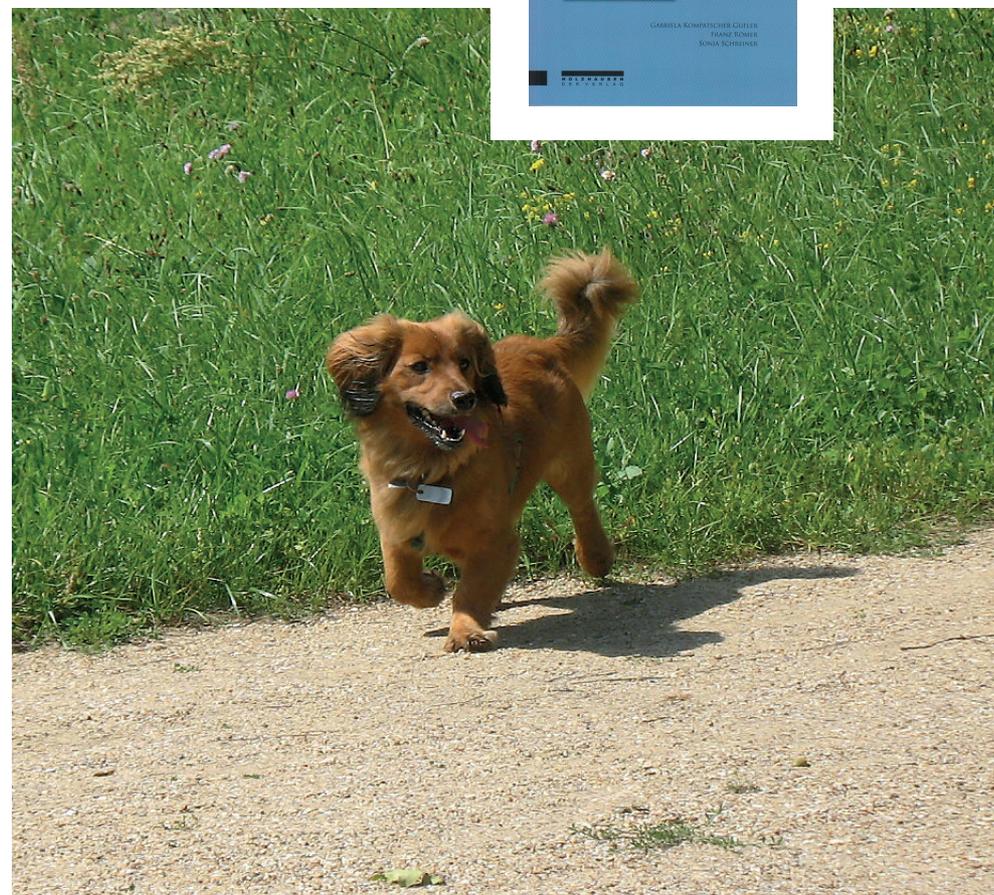
der römischen Verssatire“, 44ff.), war prägend für die nachfolgende Satire, die als Schreibmodus unabhängig von formalen Charakteristika wie dem Hexameter fortlebt.

In exemplarischen Einzelinterpretationen werden Juvenals 16 Satiren in ihrer thematischen Vielfalt vorgestellt. (Kap. III, 72–161) Zwei hochinteressante Kapitel folgen: „Juvenals satirisch analysierender Blick auf die römische Gesellschaft“ (162ff) und „Juvenals virtuose Technik: Satirisierung durch Sprache und Vers“ (179ff.). Im sechsten, dem letzten Kapitel verfolgt Christine Schmitz schlaglichtartig Juvenals anhaltende Wirkung über Jahrhunderte hinweg bis zur Gegenwart. Zu seinen bekanntesten Satiren gehört die dritte über Rom, die im 18. Jahrhundert von Samuel Johnson und in unserer Zeit von Durs Grünbein frei ad-

aptiert wurde, der „Bruder Juvenal“ als ersten Großstadtdichter bezeichnet. Gewöhnlich lässt man die Rezeption der Juvenalsatiren erst mit den christlichen Autoren beginnen. Mögliche Spuren der Satiren finden sich aber schon bei Apuleius. In der Spätantike scheint Juvenal dann in einigen Kreisen zum Modeautor avanciert zu sein (209). In der Spätantike trifft man auf eine intensive philologische Beschäftigung mit Juvenal. Seit der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts kann man regelrecht von einer Renaissance Juvenals sprechen. In der Spätantike und im Mittelalter scheint Juvenal bevorzugt als Chronist der dekadenten Moral im kaiserzeitlichen, noch nicht christianisierten Rom rezipiert worden zu sein (215). Petrarca führt ihn als moralische Autorität an, als solche rühmt ihn ebenfalls der Humanist Ennea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II (220). Im Kanon der zu lesenden Autoren lässt Piccolomini die Trias der römischen Satiriker Horaz, Juvenal und Persius

Revue passieren. Martin Luther nennt Juvenal in einem Atemzug mit den als obszön empfundenen Epigrammatikern und Priapeen, um dafür zu plädieren, ihn aus der Schule zu entfernen (221). Von Luthers Bedenken gegen Juvenal als Schulautor lässt sich eine Linie zu den modernen Schulausgaben und insbesondere zu englischen Kommentaren des 19. Jahrhunderts ziehen, die einen von moralisch bedenklichen Stellen und ganzen Satiren gereinigten Juvenal präsentieren (222ff). „Der fragmentierte Juvenal“ ist der letzte Abschnitt im Buch (231) überschrieben; gemeint ist damit, dass Juvenal derzeit oft nur fragmentiert und in seinen pointiert formulierten Wendungen und populären Sentenzen präsent ist, etwa: *pauca et circenses* (10,81a), *mens sana in corpore sano* (10,356), *sit pro ratione voluntas* (6,223), *difficile est saturam non scribere* (1,30) – Motive genug, wieder einmal eine Juvenalpassage für die Lektüre im Unterricht auszuwählen.

Partner, Freunde und Gefährten. Mensch-Tier-Beziehungen der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit in lateinischen Texten, hrsg. von Gabriela Kompatscher Gufler, Franz Römer und Sonja Schreiner. 154 Seiten, Wien 2014, Verlag Holzhausen, 19,80 €, ISBN: 978-3-902976-26-0



ANIMAL AD HOMINEM

„Weine nicht, weil ich jetzt schlafe. Denk daran, wie schön es war. Hab Dank, dass wir einander hatten und dass Du mich hast gehen lassen.“

OMNIBUS QUI INTELLEGUNT

Diese Widmung findet der Leser auf der Eingangsseite dieses nachdrücklich zu empfehlenden Buchs für den lateinischen Lektüreunterricht. Es ist bereits 2014 im Wiener Verlag Holzhausen erschienen, aber erst kürzlich habe ich es entdeckt. Auf das weite Feld der Mensch-Tier-Beziehungen

in der griechischen Literatur war ich bei der Lektüre des von Kai Brodersen übersetzten und herausgegebenen Tusculum-Bandes: Ailianos, Tierleben. Griechisch und deutsch. Berlin: De Gruyter 2018, gestoßen, das eine Fülle von Texten bietet. Der hier vorzustellende Band (gefördert von den Universitäten Innsbruck und Wien) hat primär die Verwendung lateinischer Texte im Lateinunterricht im Blick, bietet sich aber auch als Florilegium für Tierfreunde an sowie als Basis für einen interdisziplinären Unterricht unter Einbeziehung der neuen Disziplin der Human-Animal-Studies.

Die Autoren sind: Gabriela Kompatscher Gufner, außerordentliche Professorin für Lateinische Philologie an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck; der transdisziplinäre Bereich der Human-Animal Studies bildet einen ihrer Forschungsbereiche. - Franz Römer, er ist emeritierter ordentlicher Universitätsprofessor für Klassische Philologie an der Universität Wien. Er forschte u.a. zur (antiken) Fachliteratur, so zur „Naturkunde“ des Älteren Plinius. – Die Neolatinistin und

Komparatistin Sonja Schreiner ist Wissenschaftsreferentin am Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein der Universität Wien und Lehrbeauftragte an der Veterinärmedizinischen Universität Wien.

Den Weg zu diesem Buch hat mich auch der bevorstehende und jetzt eingetretene Tod unseres Hundes Bugatti finden lassen. Sehr viele Gedankenketten und Erinnerungen, die nun durch meinen Kopf fliegen, finde ich in den hier versammelten „Trauergedichten beim Verlust geliebter Tiere“. Eine Sammlung von Zitaten aus Texten von Theoderich von St. Trond (11. Jh.), Martial, Catull und Ovid bis zu Konrad von Würzburg (13. Jh.) sowie von anrührenden „Grabinschriften in Marmor“ auf Margarita, Myia und Patrice (alle 2. Jh. n. Chr.) ließe ohne weiteres ein Bild zentraler Eigenschaften und Charakterzüge unseres Hundes entstehen. Soviel scheinen sich die Empfindungen und Erfahrungen von Hundebesitzern in zweitausend Jahren nicht geändert zu haben.

*Portavi lacrimis madidus te, nostra catella,
quod feci lustris laetior ante tribus. ...*



Tränenbenetzt trug ich dich in meinen Armen, mein Hündchen, damals, vor drei Lustren, hatte ich mehr Freude dabei empfunden.

(Beginn der Grabinschrift auf das Hündchen Patrice, S. 28f)

In seinem Liebes- und Abenteuerroman schildert Konrad von Würzburg in einem Nebenstrang des Erzählverlaufs die liebevolle Freundschaft zwischen Anshelm und seinem Hund, gipfelnd in dem Bekenntnis:

*sus wart er mîn geselle
und ich zehant der sine da ...
so wurde er mein Gefährte
und ich sogleich der seine. (S. 30)*

Bisweilen meint man auch parodistische Elemente zu erkennen. Einen Grabstein errichtete man wohl wirklich nur im Rahmen eines Trauerrituals. Dennoch: die folgenden Zeilen sind uns tatsächlich als Grabinschrift überliefert:

*Gallia me genuit, nomen mihi divitis undae
concha dedit, formae nominis aptus honos. ...*

Gallien hat mich hervorgebracht, den Namen gab mir die Muschel
des fruchtbaren Meeres, der glänzende Name entspricht meiner Schönheit ... (S. 26).

„Auf vielfältige und eindruckliche Weise belegen literarische und wissenschaftliche Texte sowie bildliche Darstellungen aus der Antike, dem Mittelalter und der Neuzeit menschliche Zuneigung gegenüber Tieren. In größerem Umfang begegnet man dem literarischen Ausdruck einer verinnerlichten Mensch-Tier-Beziehung erstmals in der Dichtkunst des Hellenismus (3./2. Jh.), doch schon die homerische Odyssee hat einen treuen Hund unsterblich gemacht: Argos stirbt erst, nachdem er die Rückkehr seines Herrn Odysseus (nach zwanzig Jahren!) erlebt hat.

„Partner, Freunde und Gefährten“ bietet erstmals eine Fülle von (lateinischen und volkssprachlichen) Texten zu zahlreichen domestizierten und wildlebenden Spezies und kommentiert bzw. interpretiert sie unter Heranziehung moderner wissenschaftlicher Literatur aus verschiedenen Sparten (Literaturwissenschaft, Geschichte, Verhaltensforschung, Zoologie und Tierethik). Das Nebeneinander von Originaltexten und Übersetzungen ermöglicht Zugänge von verschiedenen sprachlichen Niveaus aus. Die Konzeption ist insofern neuartig, als es bisher nur eine Handvoll ansatzweise vergleichbarer Publikationen gibt, die einem Paradigmenwechsel Rechnung tragen, der nicht mehr nach dem ökonomischen, sondern nach dem emotionalen Wert und den Rechten von Tieren fragt. Das vorliegende Lesebuch eignet sich somit – neben seiner Funktion als Florilegium für TierliebhaberInnen und TierschützerInnen, die sich auch mit Texten befassen wollen, die bisher noch nicht in ihrem Fokus waren – auch zur Verwendung im Latein- und Geschichtsunterricht. Viele Texte regen zum Nachdenken an und sensibilisieren, ohne mit dem erhobenen Zeigefinger zu belehren.“

Natürlich muss und kann man auswählen bei den einzelnen Themenkreisen: „Trauer beim Verlust geliebter Tiere“, 15ff., „Heilige und Tiere“, 43ff., „Vegetarismus und Kritik an Tieropfern in der Antike“, 59ff., „Tierische Lieblinge der RömerInnen“, 71ff., „Martials Issa und ihre literarischen ‚Welpen‘“, 75ff., „Canis lupus familiaris – polyglott“, 83ff., „Plinius der Ältere über Tiere in der Naturalis Historia („Naturkunde“)“, 93ff., „Der Delphin – kein gewöhnlicher Zeitgenosse“, 121ff. – Den Intentionen der Autoren ist wenig hinzuzufügen außer der Tipp, es einmal mit dieser umfassend kommentierten, mit Vokabelhilfen und bibliographischen Angaben vorzüglich erschlossenen und zeitlich weit ausgreifenden Textsammlung zu versuchen, denn sie macht völlig andere Seiten lateinischer Literatur zugänglich und spricht heutige Schülerinnen und Schüler/Kinder zweifellos

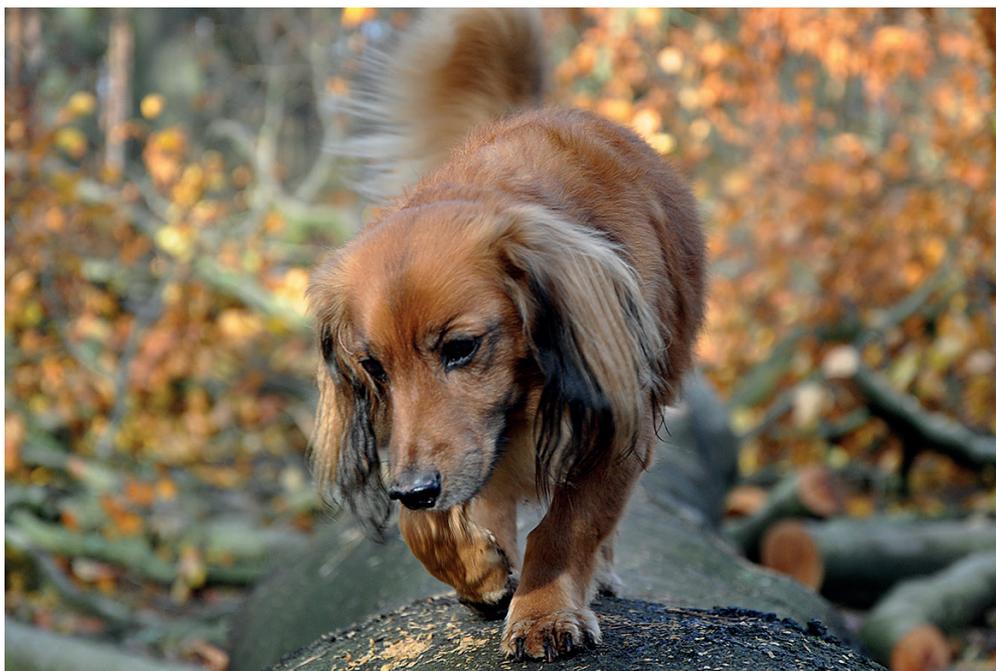
in ganz anderer Weise an als viele literarische Produkte von stadtrömischen Senatoren für ihresgleichen. Online zu finden ist überdies ein 40-seitiges, reich illustriertes Heft im pdf-Format mit schönen Arbeitsaufgaben zum Gratisdownload: https://kphil.ned.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/i_klassische_philologie/Arbeitsaufgaben.pdf

Kennen Sie den Begriff Epikedion bzw. Epikedium? Epikedien sind Trauergesänge, die während der Aufbarung und Bestattung der Leiche gesungen wurden. In der Antike gibt es als Besonderheit dieser Gattung auch Trauergedichte auf den Tod von Tieren, die sich als literarische Spielerei oder Parodie charakterisieren lassen

Gabriele Kompatscher Gufler beginnt ihr Kapitel zur Trauer beim Verlust geliebter Tiere mit einem Trauergedicht auf ein Hündchen namens Pitulus, (möglicherweise) verfasst vom Abt Theoderich von St. Trond im 11. Jahrhundert. Durch intertextuelle Bezüge auf das Kurzepos Culex, das lange Zeit Vergil zugeschrieben worden ist, erhält es einen parodistischen Anstrich: „doch vielleicht

hat der Autor diese literarischen Elemente sogar bewusst zu dem Zweck verwendet, um unter diesem Deckmantel seine Gefühle für ein Tier zum Ausdruck bringen zu können, ohne dafür Kritik zu ernten – ein Abt, der offensichtlich um einen Hund trauert, hätte sich wohl einer Vielzahl von Vorwürfen ausgesetzt, u.a. dem, dass er die Sorge und Liebe, die er dem Tier entgegenbringt, doch lieber Gott hätte entgegenbringen sollen“ (S. 15). Ein Text also zu anregender und einfühlsamer Lektüre mit Interpretationspotenzial und vergnüglich zu lesen:

„Flete, canes, si flere vacat, si flere valetis,
flete, canes: catulus mortuus est Pitulus.“
„Mortuus est Pitulus, Pitulus quis?“
„Plus cane dignus.“
„Quis Pitulus?“ „Domini cura dolorque sui.
Non canis Albanus, nec erat canis ille Molossus
sed canis exiguus, sed brevis et catulus.
Quinquennis fuerat, si bis foret ille decennis,
usque putes catulum, cum videas modicum. ...“



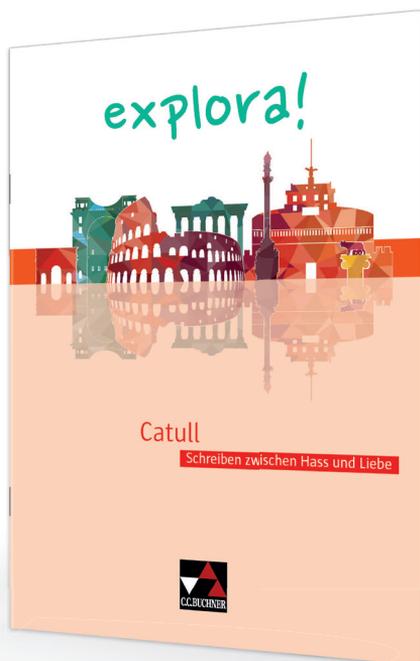
Auf das 62 Zeilen umfassende Epikedion folgen zahlreiche Paralleltexte zu Lektüre und/oder Interpretation. Geben Sie Ihren Schülerinnen und Schülern mit der Verwendung dieses Buchs die Gelegenheit, die Gattung Epikedion kennenzulernen!

Lassen Sie mich noch anfügen: Ich danke unserem Bugatti für viele und lange, die Gesund-

heit erhaltenden Spaziergänge – in 15 Jahren um mehr als die halbe Welt (!) – auf den weiten Wegen im Berliner Grunewald vor unserer Haustür. Ebenso für viele Stunden Schlaf neben meinem Schreibtisch, während ich am PC saß – bei der Entstehung dieses Heftes LGBB 3-2019 zum letzten Mal. So sei ihm an dieser Stelle ein Denkmal gesetzt!



NEU



explora!

Das Arbeitsheft mit ausgewählten *carmina* des Dichters Catull führt in die Zeit des Untergangs der Römischen Republik, in der sich die junge Generation von überkommenen Werten lossagt. Diese Auseinandersetzung wird anhand der Themen Gesellschaftskritik, Individuum und Tradition, Emotionalität und Liebesleid deutlich gemacht.

Catull

Schreiben zwischen Hass und Liebe
ISBN 978-3-661-43203-8,
44 Seiten, € 11,60



C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG

www.ccbuchner.de | www.facebook.com/ccbuchner